

Frankfurter Allgemeine

Magazin

FEBRUAR 2017

**DIANE KRUGER
ELLEN VON UNWERTH
DESTRY SPIELBERG
KARL LAGERFELD
LORCA COHEN
ZIGGY MARLEY
JOSEPH ALTUZARRA
ROSETTA GETTY
CHARLOTTE TASCHEN
WOLFGANG PUCK
MIRANDA JULY**

L.A.



www.chanel.com CHANEL-Kundenservice - Tel. 01801-24 26 35 (3,9 Ct/Min. aus dem Festnetz, max. 42 Ct/Min. aus Mobilfunknetzen).

CHANEL



www.chanel.com CHANEL-Kundenservice - Tel. 01801-24 26 35 (3,9 Ct/Min. aus dem Festnetz, max. 42 Ct/Min. aus Mobilfunknetzen).



CHANEL



MARE CASA

30

LE ONI

CAPRI
CAPRI
CAPRI
CAPRI
CAPRI
CAPRI
CAPRI
CAPRI
CAPRI
CAPRI

DOLCE & GABBANA
MISNO 2016
CAPRI

DOLCE & GABBANA

#DGCAPRI

DOLCE & GABBANA.IT

GUCCI



BOTTEGA VENETA





desigual.com



Desigual®

#aNEWdesigual

PRADA



+49 89 2323850 PRADA.COM

GERNE STERNE

Wo könnte man besser über Hollywood nachdenken als im Zug von Frankfurt nach Paris? Abfahrt in der Stadt der Kritischen Theorie, Ankunft in der Stadt der Haute Couture. Zielperson, also Interviewpartnerin und Covermodel: Diane Kruger, einer der wenigen deutschen Welt-Stars. In Mannheim der erste Gedanke: bin noch gar nicht vorbereitet. Also schnell mal auf Instagram. Da teilt sie ihr Leben – Bilder mit Schwester und Mutter, Bilder vom Bikini-Shooting im Dezember, Bilder vom „Volunteer Day“, lustige Bilder: „Soup of the day: Champagne“. Passt irgendwie zu Kaiserslautern, denn da sind wir schon, dass sie sich so normal darstellt, unretuschiert, alltäglich, ehrlich. Vielleicht der erste Unterschied einer Prominenten aus Deutschland zum geglätteten, geschönten, abstrakten Star aus Hollywood. Prominente ragen wortgeschichtlich nur heraus, Stars hängen oben am Himmel herum. Saarbrücken hilft uns jetzt nicht weiter beim Nachdenken über Sterne und Sternchen. Aber wir fahren schon über die Grenze und fliegen mit folgenden Gedanken durchs Land: „Go West“ war auch das Motto der Siedler, die den langen Weg aus Europa kamen und ihr Glück in Kalifornien suchten. Am Pazifik kamen sie nicht weiter. Also richteten sie ihren Pionierdrang, tja, wohin? Übers Meer? Nein, nach oben, zu den Sternen. Und so schaut die halbe Welt, besonders zu den Oscar-Feiern in zwei Wochen, in den Himmel von Hollywood. Und obwohl wir gerade in Forbach halten: Adorno und Horkheimer kamen nicht durch Zufall in Amerika auf ihre Kritische Theorie, nach der auch die Stars nur dem kapitalistischen Verblendungszusammenhang dienen. Wir halten es in dieser Ausgabe mit dem alten Frankfurter Jürgen Habermas, der den zwanglosen Zwang zur Kommunikation gegen die enteelte Vernunft der Nutzenmaximierung stellt – die in Hollywood, der Traumfabrik, am laufenden Filmband wie am Fließband hergestellt wird. Lassen Sie sich also nicht blenden! Außer von uns natürlich. Dans quelques minutes, nous arrivons à Paris. *Alfons Kaiser*



Verantwortlicher Redakteur:
Dr. Alfons Kaiser

Redaktionelle Mitarbeit:
Holger Appell, Peter Bernbach, Dr. Marco Detweiler, Emma Annemou Dill, Dr. Rose-Maria Gropp, Christiane Heil, Aziza Kasimov, Freddy Langer, Peter Lückemeier, Verena Lueken, Horst Rademacher, Hans Riebsamen, Boris Schmidt, Peter-Philipp Schmitt, Florian Siebeck, Dr. Michael Spehr, Bernd Steink, Julia Stelzner, Klaus Ungerer, Dr. Lukas Weber, Jennifer Wiebking, Bettina Wohlfarth

Bildredaktion:
Christian Matthias Pohlert

Art-Direktion:
Peter Breul

E-Mail Redaktion:
magazin@faz.de

Alle Artikel werden exklusiv für das „Frankfurter Allgemeine Magazin“ geschrieben. Alle Rechte vorbehalten. © Frankfurter Allgemeine Zeitung GmbH, Frankfurt am Main.

Eine Verwertung dieser urheberrechtlich geschützten Redaktionsbeilage sowie der in ihr enthaltenen Beiträge und Abbildungen, besonders durch Vervielfältigung oder Verbreitung, ist – mit Ausnahme der gesetzlich zulässigen Fälle – ohne vorherige schriftliche Zustimmung des Verlags unzulässig und strafbar. Besonders ist eine Einspeicherung oder Verbreitung von Inhalten aus dem Frankfurter Allgemeine Magazin in Datenbanksystemen, zum Beispiel als elektronischer Pressepiegel oder Archiv, ohne Zustimmung des Verlags unzulässig.

Sofern Sie Artikel dieses Magazins nachdrucken, in Ihr Internet-Angebot oder in Ihr Intranet übernehmen, speichern oder per E-Mail versenden wollen, können Sie die erforderlichen Rechte bei der F.A.Z. GmbH erwerben unter www.faz-rechte.de. Auskunft erhalten Sie unter nutzungsrechte@faz.de oder telefonisch unter (069) 75 91-29 85.

Redaktion und Verlag:
(zugleich ladungsfähige Anschrift für die im Impressum genannten Verantwortlichen und Vertretungsberechtigten)
Frankfurter Allgemeine Zeitung GmbH
Hellerhofstraße 2-4
60327 Frankfurt am Main

Geschäftsführung:
Thomas Lindner (Vorsitzender)
Burkhard Petzold

Verantwortlich für Anzeigen:
Ingo Müller

Leitung Anzeigenverkauf Frankfurter Allgemeine Magazin:
Kerry O'Donoghue, E-Mail: media-solutions@faz.de

Produktionsleitung:
Andreas Gierth

Layout:
Verena Lindner, Anja Tschulena

Einzelhefte können zum Preis von € 5,- bei media-solutions@faz.de bezogen werden.

Druck:
Printavis Ltd. & Co. KG – Betrieb Nürnberg
Breslauer Straße 300, 90471 Nürnberg

GOETHESTRASSE 32 FRANKFURT MICHAELKORS.COM

MICHAEL KORS
COLLECTION

AMI SIOUX erinnerte sich bei der Arbeit an der Modestrecke mit Destry Spielberg (Seite 36) daran, wie sehr die Filme des Vaters unseres Modells ihre frühen Jahre geprägt haben. Schon als Kind war die Fotografin auf Wanderschaft – in Montana, North Dakota und Kalifornien. Heute lebt sie vor allem in Los Angeles und in Paris.



MARK LEIBOWITZ liebt Kunst, und er liebt Los Angeles. Das ist kein Gegensatz. Die spannenden Menschen, die er für dieses Heft traf (Seite 50), sind gute Beispiele dafür. Leibowitz selbst ist ein Multitalent: In Stanford studierte er Betriebswirtschaft und Spanisch, dann wurde er Fotograf. „Kommt vorbei“, sagt er. „Diese Stadt ist großartig.“



CHRISTIANE HEIL weiß es zu schätzen, wie die Stadt am Pazifik Rassenunruhen, zehnspurige Autoströme und Erdbeben bewältigt – und ganz selbstverständlich mit all den Prominenten umgeht. Für dieses Heft hat sich die ständige Mitarbeiterin dieser Zeitung, die seit langem in L.A. lebt, auch auf die Suche nach der dunklen Seite gemacht (Seite 56).

FOTOS: OLGA NAZAROVA, T.C. BOYLE, PRIVAT (3)

MITARBEITER

AZIZA KASUMOV zog vor zweieinhalb Jahren zum Journalismus-Studium nach L.A. und wollte gleich wieder weg. Dann kam das Auto und mit dem Auto die Liebe zur Stadt. Inzwischen verbringt sie ein Drittel ihres Alltags in einem Honda, der seine besten Tage lange hinter sich hat. So trifft sie immer wieder besondere Leute. Für uns fuhr sie zu Joseline Gonzalez, die illegal in L.A. lebt (Seite 60). Außerdem testete sie Restaurants (Seite 76) und Spa-Trends (Seite 86). Ach ja, ihr Honda brachte sie vor Weihnachten auch zu dem Autor T.C. Boyle, der dieses leicht verwackelte Foto von ihr machte. Aber das ist eine andere Geschichte.



ESMA ANNEMON DIL lebt seit fast zehn Jahren in Los Angeles. Zu diesem Jubiläum über die kreative Szene in ihrer Wahlheimat zu schreiben (Seite 50), war für sie „wie ein Geschenk“. Die Stadt wird schließlich allzu oft als Glamour-Metropole missverstanden. Dabei leben hier viele Künstler, die all die Freiräume für ihren individuellen Lebensstil nutzen und die Autorin immer wieder zu Projekten anregen. An der Westküste scheint man besser zusammenzuarbeiten als in New York, der Zusammenhalt ist eng, jeder kennt jeden, obwohl die Stadt so groß ist. Unserer Autorin, die vor ihrem Umzug nach Kalifornien Redakteurin der „Vogue“ war, macht das in Zeiten von Donald Trump Hoffnung, dass wenigstens dieser Bundesstaat ein Ort für Träumer bleiben kann.



7:00 am Long flight from Italy. It's nice to have some time to myself.

Tel. 069.2080770



Tods.com

Take your seat: Sitzensbleiber leben ungesund – weil die Bewegung fehlt. Der Designer Don Chadwick entwickelt Stühle wie den Hocker Ballo (Seite 66), die das dynamische Sitzen fördern.



Ein Blick für Promis: Der Modedesigner Joseph Altuzarra (Seite 32) bringt europäischen Stil nach Amerika – besonders gern nach Los Angeles.



ZUM TITEL

Diane Kruger trägt ein plissiertes und besticktes schulterfreies Kleid von Dior. Sie wurde in Paris von Ellen von Unwerth fotografiert.

- 23 KARL LAGERFELD
- 62 VICTORIA BECKHAM
- 74 PATRICIA RIEKEL
- 78 WOLFGANG PUCK
- 90 MIRANDA JULY

HÖREN Ramin Djawadi komponiert Musik für einige der besten Serien der Welt. *Seite 28*

WISSEN Streng genommen gehört Los Angeles überhaupt nicht zu Amerika. *Seite 63*

SPRECHEN Die Synchronisation raubt vielen Filmen und Serien Witz, Reiz und Nuancen. *Seite 46*

FLÜCHTEN Genervte Großstädter finden im Joshua Tree National Park eine Zuflucht. *Seite 82*

SUCHEN Einmal Hollywood und zurück: Eine junge deutsche Schauspielerin erzählt. *Seite 58*

STAUNEN Am Muscle Beach in Venice nimmt Los Angeles imposante Formen an. *Seite 87*

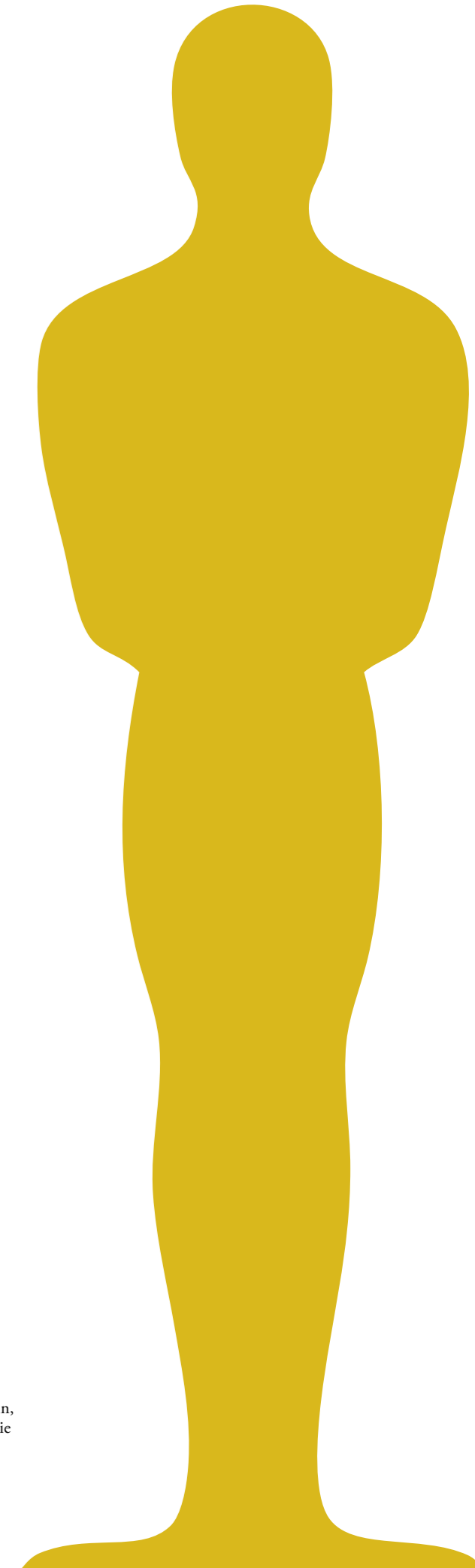
Die nächste Ausgabe des Magazins liegt der Frankfurter Allgemeinen Zeitung am 11. März bei. Im Netz: www.faz.net/stil. Facebook: Frankfurter Allgemeine Stil. Instagram: @fazmagazin.



Los Angeles kann es kulturell wieder mit New York aufnehmen – auch wegen so eigenwilliger Künstlerinnen wie Tasya van Ree. (Seite 50)

Stars and vibes: Oscar schlägt alle in seinen Bann, die Filmwelt (Seite 42), die Mode (Seite 48) und die Spitzenköche (Seite 78).

FOTOS: TOBIAS EVERKE, HERSTELLER, AFP, MARK LEIBOWITZ





VERSACE



Aus der F.A.Z. vom 3. Februar 1977: Die High Society Brass Band trommelt in der B-Ebene der Frankfurter Hauptwache. Die Zuhörer zeigen ihre Freude – mal mehr, mal weniger.

Foto Lutz Kleinhans

Vor vierzig Jahren

Kultur für alle“: Unter diesem Schlachtruf hat damals, in den siebziger Jahren, der Frankfurter Kulturdezernent Hilmar Hoffmann all die Elfenbeintürme für das gemeine Volk zu öffnen versucht. Jeder sollte ohne Scheu und für kleines Geld ins Konzert, Theater oder Museum gehen können, so lautete der Plan. Als lebenskluger Kulturpolitiker wusste der spätere Präsident des Goethe-Instituts jedoch, dass die Hemmschwelle, einen Tempel der hohen Kultur zu betreten, bei vielen einfachen Bürgern schlicht zu hoch war.

Wenn die Menschen nicht zur Kultur kommen, muss die Kultur zu ihnen gehen, lautete Hoffmanns Antwort. Und so organisierte sein Amt unentgeltliche Konzerte, Lesungen oder Theateraufführungen in Parks und auf Plätzen. Ganz Frankfurt sollte eine einzige große Spielfläche sein – auch die B-Ebene der U-Bahn-Station Hauptwache, jene trichterförmige Anlage unter dem barocken Wachengebäude mitten in der Stadt, das einst der Stadtwehr der Freien Reichsstadt als Sitz gedient hatte.

Und so trommelten und piffen sich am 2. Februar 1977 zum Auftakt des städtischen Kulturprogramms „Unter der Hauptwache“ die Musiker der High Society Brass Band durch die unterirdische Bahnstation. Der alten Dame, die der F.A.Z.-Fotograf Lutz Kleinhans damals in seinem Schnappschuss aufgenommen hat, scheinen die Rhythmen gefallen zu haben. Offensichtlich erwärmt sich an der „Kultur für alle“ nicht nur die jungen Leute, auf die das Programm aus Lesungen, Theateraufführungen und Musikdarbietungen, das sich über drei Monate hinzog, hauptsächlich ausgerichtet war.

Das Konzept hat übrigens Karriere gemacht. Bis heute folgen Kulturverwaltungen, Theaterdirektoren oder Musikveranstalter in ganz Deutschland Hoffmanns damaliger Parole und versuchen, Kunst und Kultur nicht nur einem

elitären Zirkel, sondern allen sozialen Schichten zugänglich zu machen.

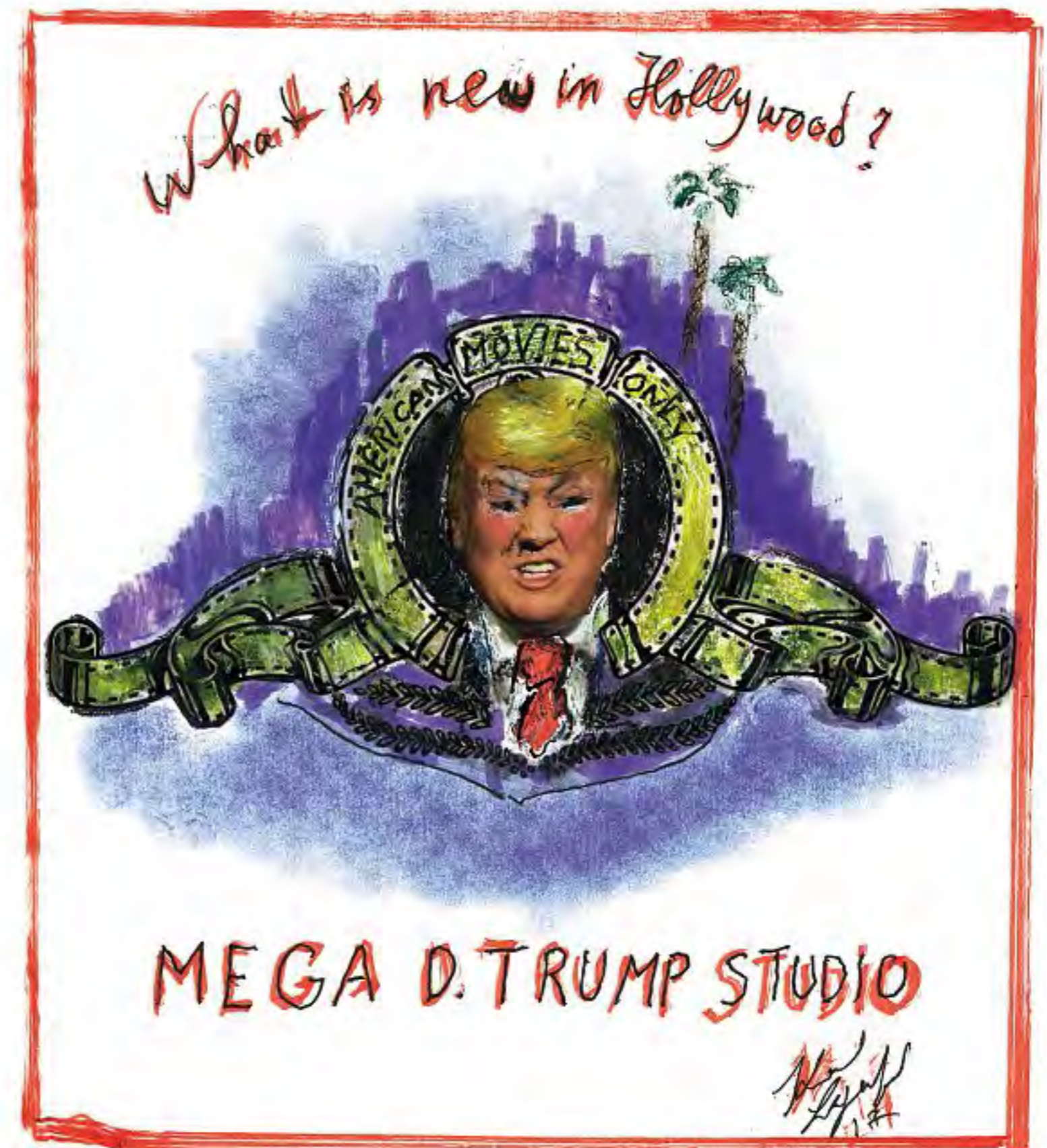
Einen Abstieg hat dagegen die Frankfurter Hauptwache hinter sich, die damals durch das Kulturprogramm aufgehübselt werden sollte. Der unterirdische Bahnhof und vor allem die B-Ebene mit Läden und Lokalen galt lange als Ausdruck weltläufiger, moderner Architektur und war nach der Eröffnung ein angesagter Treffpunkt von Jugendlichen. Das neue Herz Frankfurts, das damals dem Stadtzentrum eingepflanzt wurde, leidet aber schon lange an altersbedingter Muskelschwäche. Die B-Ebene ist heute nicht nur aus der Mode, sondern auch in die Jahre gekommen. Wer in die Verkehrsfläche hinuntersteigt, will seine U-Bahn oder S-Bahn erreichen – länger aufhalten möchte sich niemand in den unwirtlichen Beton-Fluchten.

Viele sprechen mittlerweile nur noch vom „Loch“. Andere bezeichnen den wie ein Trichter zur Erdoberfläche geöffneten unterirdischen Bahnhof als „Krater“ oder „Krokodilgrube“. Seit Jahren setzt sich der Förderverein „Schöneres Frankfurt“ dafür ein, dass auf dieses Loch ein Deckel gesetzt wird. Darauf soll der Schillerplatz, der mit dem Bau der Anlage verschwand, neu entstehen. Dann könnte das für ihn 1864 eigens gegessene Schiller-Denkmal in seine Mitte zurückkehren. Die Kommunalpolitiker haben die Wünsche der Bevölkerung nach einer Modernisierung der Hauptwache erkannt. Vor sieben Jahren fällte das Stadtparlament den Grundsatzbeschluss, den Trichter zur B-Ebene mit einem Deckel zu schließen. Allein, es fehlt das Geld, um das Millionen teure Projekt zu verwirklichen.

Immerhin findet das Kulturprojekt „Unter der Hauptwache“ von 1977 bald eine Fortsetzung. Im nächsten Jahr soll Deutschlands erstes Techno-Museum, das „Museum Of Modern Electronic Music“, in der Hauptwache entstehen. Das unverwüsthliche Projekt „Kultur für alle“ scheint noch nicht tot zu sein. *Hans Riebsamen*



LIU BOLIN PERFORMING FOR MONCLER



KARL LAGERFELD SIEHT DEN BAULÖWEN IN NEUEM LICHT

Gegen Donald Trump hatte Karl Lagerfeld ursprünglich nichts. Schon vor mehr als 30 Jahren lernte er ihn über Anna Wintour kennen. Aber als amerikanischer Präsident überzieht der ehemalige Immobilienunternehmer nun doch den Bogen, und der Modemacher ärgert sich. Was blieb unserem Zeichner da anderes übrig, als sich den großmäuligen Dauer-Twitterer vorzunehmen? In der letzten Karikatur hatte er Donald Trump noch die Freiheitsstatue neu bauen lassen, in Form seiner Frau Melania und natürlich in goldenem Gewand. Für diese Ausgabe, die sich um Los Angeles und Hollywood dreht, hat er die Satire noch etwas weiter getrieben: Trump gibt den

brüllenden Löwen, der jahrzehntlang das Logo der Produktionsgesellschaft Metro-Goldwyn-Mayer war. Das passt nicht nur vom wiederum goldenen Look her. Das fügt sich auch frisurtechnisch überaus gut. Was für eine Verheißung war der brüllende Löwe für ganze Generationen von Kindern! Und was für eine Verheißung ist dieser Mann nun! Übrigens waren die sieben brüllenden Löwen, die über die Jahrzehnte eingesetzt wurden, vergleichsweise friedfertig. Der populäre Mythos, Slats, der erste von ihnen, der von 1924 bis 1928 Modell stand, habe später seinen Trainer gefressen, stimmt nicht. Obwohl Löwen, die brüllen, meistens auch beißen. (kai.)

PRÊT-À-PARLER



ZWEI BUCHSTABEN FÜR DIE VIER BUCHSTABEN

Jeansmarken aus Los Angeles hatten es schon mal einfacher. Vor gut zehn Jahren zum Beispiel, als alle Welt Bootcut-Jeans – und nur Bootcuts – trug. Da durften die Jeans aus Los Angeles 200 Euro kosten, schließlich saßen sie besser als jede andere. Der feste dunkle Denim-Stoff war mittig häufig mit eingewaschener Bügelfalte versehen. Als Europäer konnte man damals denken, dass da drüben in L.A. alle paar Wochen eine Edel-Jeansmarke gegründet wird. Wenn die jungen Unternehmen der New Economy kurz zuvor im Zuge der geplatzen Dotcom-Blase Federn lassen mussten und die Start-ups von heute noch nicht erfinden waren, dann gehörten die ersten Nuller Jahre der Denim-Branche, mit 7 for all mankind, Citizens of Humanity, Rock & Republic, True Religion.

Den Trend stoppte dann die Geburt der Skinny Jeans, die, dank des hohen Stretch-Anteils, die Briten (Topshop) und die Schweden (H&M) schnell für einen Bruchteil des Preises in Massenfertigung genauso gut hinbekamen.

Auch Niederländer, Japaner und Türken mit ihren Riesen-Produktionsstätten drängten in den Markt. Aber jetzt, da die Skinny Jeans langsam ihren Rückzug antritt, die Modelle wieder weiter werden und Passform wie Wäschung ironischerweise an Bedeutung gewinnen, sind die echten Denim-Experten gefragt. Also die aus Los Angeles.

Man sieht es an den Jeans auf dieser Seite, die allesamt von kalifornischen Marken sind. Bei einer klassischen Bundesstaat gebildet. Nun können Jeans sogar vieles zugleich sein, Redone ist die passende Marke dafür. Sie machen aus alten Levi's neue, die besser sitzen (4), zerrissen, gefranst und mit leichtem Schlag ausgestellt, der wiederum geschlitz ist. Redone, ein klassischer Onlinebetrieb, ist damit so erfolgreich, dass er auch den stationären Handel

erobert hat (zum Beispiel August Pfüller an der Frankfurter Goethestraße). Auch die Frame-Jeans (1), zu bestellen über Net-a-porter, sieht aus, als wären dafür zwei Hosen gebraucht worden. Vetements, das Pariser Guerrilla-Label, das als eines der ersten aus alten Hosen neue machte, hinterlässt also auch bei den Experten Spuren. In Kalifornien kann man natürlich über so etwas stehen. Leicht überdreht zu sein ist eine Tageshaltung, und der tropische Print der Jeans von Citizens of Humanity (5) passt selbst zu Rissen an den Knien. Das Modell von J.Brand (2), ebenfalls über Net-a-porter erhältlich, ist dagegen nur schonend bearbeitet, mit Rissen und kurzen Fransen statt abschließendem Saum. Hier weiß man, dass selbst die Jeans in Anthrazit-Grau mehr rocken als die der Franzosen, schließlich lassen sich auch Französinen in den Modellen von Current Elliot (6) blicken, so weich wie schon eingetragen, oder von 7 for all mankind (3) mit Nietenbesatz. Die Experten kommen ja aus L.A. (jwi.)

FOTOS: RAINER WOLFF/PHOT



LONGCHAMP
PARIS



AUGEN ZU UND HOLLYWOOD

Wer in Hollywood wohnt, behauptet gern, Stars nie anzusprechen. Dazu begegne man ihnen zu häufig. Am Strand, im Restaurant, im Supermarkt. Sie gehörten einfach dazu, so wie alle anderen in der Stadt. Die aber, die nicht in Hollywood wohnen, können es sich nur schwer verkneifen, „Hallo“ zu sagen, in der leisen Hoffnung, dass sich daraus ein Gespräch ergibt. So wie der Fotograf, der auf einer Kunstmesse in Los Angeles höflich versuchte, Brad Pitt für sein Projekt zu gewinnen. „This is great, we need to do this“, sagte er prompt, während er sich durch ein paar Beispiele blätterte. Füge jedoch hinzu: „We do it some time down the road.“ Auf die Frage, welche Straße er meine, lachte er genau so, wie man sein Lachen aus dem Kino kennt. „Don't worry. We'll meet again. Sometime. Somewhere.“ Jodie Foster nahm sich mehr Zeit, betrachtete die Bilder konzentriert, kommentierte einzelne Motive und freute sich, wenn sie eine Bekannte auf einem der Fotos entdeckte. „Look at her!“, rief sie. Und dann sagte sie, dass die Idee zwar phantastisch sei, aber leider nichts für sie. Mit entwaffnender Professionalität reagierte Jamie Lee Curtis, die gar nicht aussah wie Jamie Lee Curtis, und besonders unbeachtet zwischen den Kojen der Galerien bummelte. Sie legte dem Fotografen nur kurz die Hand auf die Schulter, hauchte „Thank you so much“ und ging weiter, ohne je stehengeblieben zu sein. Am meisten Zeit nahm sich Udo Kier, Deutschlands Bösewicht für Hollywood. „Zeig' mal her! Das ist super. Machen wir. Hier? Gleich?“ Er hatte einen Sonnenbrand, weshalb er zuckte, als ich ihm die Schlafbrille über den Kopf zog. „Autsch!“ Aber für das Bild hielt er still. *Freddy Langer*



Andy Warhol: Skull, 1976 © The Andy Warhol Foundation / ARS
Calvin Klein: Classic Denim Jeans (Archival Originals, 1982)
with Classic Cotton Tank (Calvin Klein Underwear Est. 1981)
Photographed at The Andy Warhol Museum, Pittsburgh

CALVIN KLEIN

PRÊT-À-PARLER



UNTERM STRICH FOLGE 2

wollte. Mein Traum war es, Schauspieler zu werden. Ich wusste, dass die Schauspielschule des Colleges anerkannt war und schrieb mich für „Radio und Drama“ ein. Eine meiner Studienbekanntschaften, Ruta Lee, mit der ich noch heute in Kontakt stehe, ist sogar berühmt geworden – sie spielte zum Beispiel in „Zeugin der Anklage“ von Billy Wilder neben Marlene Dietrich, Tyrone Power und Charles Laughton.

Zunächst wurde ich von einem Physik-Professor deutscher Abstammung in Hollywood beherbergt. Gleich am ersten Abend nahm er mich mit zu einem Konzert in dem riesigen Freilichttheater Hollywood Bowl. Ich hatte noch nie einen Parkplatz für 2000 Autos gesehen. Es dirigierte Bruno Walter, der schon 1933 aus Deutschland geflohen und nach Amerika emigriert war. Vor mir saß der Schauspieler Jack Palance, und das nahm ich an diesem ersten Abend als gutes Zeichen.

Um mein karges Stipendiaten-Taschengeld aufzubessern, suchte ich mir bald schon kleine Jobs. Ich modelte für Hemden- und Milchreklame. Dann arbeitete ich als „Busboy“ in einem Supermarkt, packte an der Kasse die Papiertüten für die Kunden voll und trug sie zum Auto. Aber wie wird man eigentlich Schauspieler? Ich dachte, etwas naiv, dass man die richtigen Leute kennenlernen müsse. Auf dem Hollywood Boulevard wurden jeden Samstag unentgeltlich Karten für Hörspiele beim Radiosender NBC vergeben. Am Sonntag fanden die Vorstellungen statt, und ich stellte mich danach an den Bühnenausgang, um die



Unser Autor Peter Bermbach Anfang der fünfziger Jahre als Model für Milchreklame in Los Angeles.

Schauspieler um Autogramme zu bitten. Jane Wyman, damals schon von Ronald Reagan geschieden, fragte ich geradeheraus, ob sie mir helfen könne, Schauspieler zu werden. Sie kanzelte mich ab: „Na, dann müssen Sie in eine Schauspielschule gehen“, und stieg in ein Taxi. Etwa zur gleichen Zeit lernte ich den Regisseur Ralph Levy kennen, der damals für seine Fernsehkomödien bekannt war. Er lud mich sogar in seine pompöse Villa in den Hills ein. Aber als er erfuhr, dass ich Deutscher bin, bat er mich, das Haus zu verlassen. Das hat mich sehr gekränkt.

Downtown gab es einen großen Musiksaal, wo man als Student für einen Dollar eine Karte bekam. Dort hörte ich zum Beispiel Arthur Rubinstein Chopin spielen. Hinterher fragte ich ihn naiv: „Wann kommen Sie wieder nach Deutschland?“ Er sagte: „Never ever!“ Und drehte sich um. Das war bedrückend für mich. Dauernd wurde ich mit der deutschen Vergangenheit konfrontiert. In der Filmbranche gab es viele emigrierte Juden, deren Angehörige im Holocaust umgekommen waren. Mir wurde erst aus dieser Perspektive bewusst, was für eine Schuld Deutschland auf sich geladen hatte.

Auf dem Campus sprach mich eine ältere Dame an, sie habe gehört, ich sei Deutscher. Selma Rosenfeld, die aus der Nähe von Heidelberg kam, unterrichtete am LACC Deutsch. Sie wurde meine mütterliche Freundin. Häufig nahm sie mich in ein Vorstadtkino mit, in dem deutsche Filme gezeigt wurden – neben alten Stummfilmen auch viele Filme aus der Nazizeit, mangels neuerer Filme. Dort sah ich zum Beispiel „Wunschkonzert“ mit Ilse Werner und Carl Raddatz oder den populärsten Film der Nazi-Zeit, „Die große Liebe“ mit Zarah Leander: „Ich weiß es wird einmal ein Wunder gescheh'n“.

Die Kommilitonen hatten zwar vom Holocaust gehört, aber sie wussten nicht, dass Deutschland am Ende des Krieges in Trümmern lag. Der Physik-Professor zeigte bei einem seiner Dia-Abende Fotos, die er in zerstörten Städten wie Frankfurt, Berlin und München aufgenommen hatte. Ich musste den Amerikanern erklären, dass es unter anderem ihre Bomben waren, die diese Städte in Schutt und Asche gelegt hatten.

Als ich im September 1953 zum ersten Mal im Leben in ein Propellerflugzeug stieg, um von Los Angeles nach New York zurückzufliegen, hatte ich viele Erfahrungen gewonnen und eine wichtige Erkenntnis: Schauspieler wollte ich nicht mehr werden. *Peter Bermbach*

Der Autor ist Kulturjournalist und erinnert sich hier an ein halbes Jahrhundert in Paris und anderswo. Aufgezeichnet von Bettina Wohlfarth.



Mit Musik sieht das noch besser aus: Lena Headey in einer Szene aus „Game of Thrones“ und Thandie Newton in der neuen Serie „Westworld“

„INS EPIZENTRUM DER FILMMUSIK KAM ICH ÜBER UMWEGE“

Herr Djawadi, ich bin kein Serienjunkie. Seltsamerweise haben Sie die Musik komponiert für die wenigen Serien, die ich tatsächlich gesehen habe: „Prison Break“, „Game of Thrones“ und „Westworld“. Das kann kein Zufall sein. Auf jeden Fall ist es ein gutes Omen. Zugegeben: Ich gucke auch keine Serien.

Das überrascht mich nun doch.

Obwohl, vergangenes Jahr habe ich mit „Breaking Bad“ angefangen. Ich bin wohl der Letzte, der das guckt. Ich würde gern mehr Filme und Serien sehen, aber bei zwei Kindern und dem Job bleibt dafür kaum Zeit.

Sie wurden 1974 in Duisburg geboren. Heute leben Sie in Los Angeles und komponieren die Musik für die besten Serien der Welt. Wie haben Sie das geschafft?

Meine Eltern haben mein musikalisches Talent früh entdeckt. Mit vier Jahren habe ich am Klavier meiner Großeltern Melodien nachgespielt. Meine Eltern hielten es für eine gute Idee, mir Unterricht zu geben – im Orgelspiel. Richtig ernst wurde es erst, als ich mit 13 Jahren anfing, Gitarre in einer Band zu spielen. Ausschlaggebend für meine Berufswahl war der Film „Die glorreichen Sieben“. Als ich die Musik von Elmer Bernstein hörte, war mir klar: Ich möchte Filmkomponist werden. Nicht zuletzt, weil ich kein Händchen für Songtexte habe. Nach dem Gymnasium habe ich Musik am Berklee College in Boston studiert.

Und wie sind Sie nach Hollywood gekommen?

Mein Plan war immer, in Los Angeles Fuß zu fassen. Aber ins Epizentrum der Filmmusik kam ich nur über Umwege. In Köln gibt es den tollen Musikladen „Ulis Musik“. Da habe ich schon als Kind meine Gitarren gekauft. Wenn ich es Weihnachten nach Deutschland schaffe, dann treffe ich den Besitzer. Als ich ihm 1999 von meinen Plänen erzählte, sagte er, er kenne über drei Ecken den Filmkomponisten Hans Zimmer. Ich habe dann meine Sachen in Boston gepackt und bei Zimmers Produktionsfirma „Remote Control“ als Assistent angeheuert. Die Studios sind ja mittlerweile so komplex, da braucht man jemanden, der sich nur um die Technik kümmert. Besser hätte es nicht laufen können, weil die Arbeit des Filmkomponisten eigentlich unmöglich zu erlernen ist. Man erwartet, dass man fürs Bild schreiben kann, aber wie soll man das ohne ein Projekt lernen? In dieser Zeit wurde auch mein Durchhaltevermögen auf die Probe gestellt. Die Deadlines sind so hart, dass ich am Ende nachts im Studio geschlafen habe. Ich durfte aber auch mitschreiben, zum Beispiel an „Fluch der Karibik“, „Was das Herz begehrt“ und „Thunderbirds“.

Hans Zimmer hat dieser Zeitung mal gesagt, durch sein Lebenswerk ziehe sich Verunsicherung. Bei Ihnen auch?

Die Verunsicherung ist immer da. Im Laufe der Jahre habe ich meinen eigenen Stil entwickelt und mich selbstständig gemacht. Aber ich miete noch heute mein Studio bei Hans

im Gebäude, weil ich die Atmosphäre so mag. Manchmal laufe ich durch den Gang und grübele, und dann treffe ich Hans, dem es genauso geht. Wir unterstützen uns gegenseitig. Unsicherheit ist ganz normal. Bis zum Ende feile ich an Kleinigkeiten. Wenn Zeit ist, versuche ich, noch einmal eine Nacht drüber zu schlafen. Oder ich frage meine Frau, die früher Musikchefin bei Dreamworks war und ein gutes Korrektiv ist. Sie ist jetzt meine Managerin.

Mehr als für Filme schreiben Sie heute für Videospiele und Fernsehserien. Wie viel Zeit haben Sie, zum Beispiel, für eine Staffel „Game of Thrones“?

Meistens fange ich erst an, wenn die Staffel schon fast fertig gedreht ist, außer bei „Westworld“, da durfte ich als einer der ersten das Skript lesen, weil ich mit Jonathan Nolan befreundet bin. Bei „Prison Break“ gab man mir pro Folge eine Woche. Bei „Game of Thrones“ gibt es mehrere Folgen im Pack, und ich habe jeweils drei bis vier Wochen Zeit. Ich bin damals direkt eingestiegen, weil wir nur noch fünf Wochen bis zur Premiere hatten; weder Bücher noch Drehbücher hatte ich gelesen. Mittlerweile reicht es mir, wenn mir die Macher vorher sagen, was in der nächsten Staffel ganz grob passiert.

Ist „Game of Thrones“ dafür nicht viel zu komplex?

Es macht Spaß, dieses fast schon mathematische Problem der sich stetig verzweigenden Handlungsstränge zu lösen. Aber zu Beginn war es schon mühsam. Die Macher David Benioff und D.B. Weiss hatten mich vorgewarnt: Es gibt sehr viele Charaktere und sehr viele Familien, die Handlung ist kompliziert. Wir suchten nach Musik, die den Zuschauer nicht zusätzlich verwirrt. Zwei Einschränkungen erlegten wir uns auf: Kein „Herr-der-Ringe“-Sound und bitte keine mittelalterlichen Flöten! Da lachen wir



Ramin Djawadi, als Sohn eines Iraners und einer Deutschen in Duisburg geboren, hat in Los Angeles den Soundtrack für einige der besten Serien der Welt geschrieben.

heute noch drüber. Und dann haben wir uns für das Cello entschieden, das dunkle und helle Töne abbilden kann, das funktioniert sehr gut. Vom Duduk bis zur Bordunzither versuche ich immer, exotische Instrumente einzubringen. In der sechsten Staffel von „Game of Thrones“ hat man zum ersten Mal überhaupt ein Klavier gehört...

... das zentrale Instrument in „Westworld“, einer Art Science-Fiction-Western, Ihrer jüngsten Serie.

Im Gegensatz zu „Game of Thrones“ ist „Westworld“ fast durchgehend mit Musik unterlegt. Das Schwierigste ist immer der Anfang: die Instrumente zu finden, die Themen zu schreiben, eine Identität zu erarbeiten. „Westworld“ hat viele unterschiedliche Sounds, vielleicht die größte Variation, die ich jemals in einer Serie zu Papier gebracht habe. Auf der einen Seite die Synthesizer-Elemente der Corporate World, auf der anderen Seite die Western-Musik mit Akustik-Gitarre und Klavier. Bei „Westworld“ war schon am Anfang klar, dass das Klavier im Saloon eine wichtige Rolle für die Figuren hat. Es hilft auch dem Zuschauer, die Handlung besser einzuordnen. Wir haben einige Lieder für das Klavier adaptiert, von Radiohead bis zu den Rolling Stones, die den Anachronismus der Serie unterstützen.

Theodor Adorno schrieb, Filmmusik diene letztlich dem Zweck, die Handlung dem weniger gebildeten Publikum begreifbar zu machen. Ist diese Kritik heute noch aktuell? Filmmusik kann das Publikum unterstützen und, noch besser, den Betrachter verunsichern. Filmmusik hat eine irre Macht, derer sich die Zuschauer oft nicht bewusst sind. Bauen Sie mal ein Thema ein, das das Gegenteil dessen verkörpert, was gerade gezeigt wird.

Wie finden Sie das rechte Maß an Stille im Film?

Ich setze mich mit den Machern der Show hin und schaue jede Folge ohne Musik an. Das nennt sich „Spotting Session“. Jede Szene wird diskutiert, und am Ende steht fest, wo die Musik anfängt und wo sie aufhört. Die Herausforderung: sich mit jeder Staffel musikalisch weiterzuentwickeln. Ich fange bald mit Staffel 7 von „Game of Thrones“ an und freue mich schon, was die Jungs da zusammengebastelt haben.

Wenn Sie die Folgen als Erster sehen: Werden Sie da oft von Freunden gefragt, wie es weitergeht?

Ja, auch von meiner Frau. Wenn sie in mein Studio kommt, genügt eine kleine Bewegung der Maus, schon wird der Bildschirm schwarz. Freunde löchern mich mit Fragen zur nächsten Folge. Oder, der Klassiker im vergangenen Jahr: „Jon Snow, lebt der nun oder nicht?“ Keine Chance, ich halte dicht.

Sind Serien am Ende die besseren Filme?

„Game of Thrones“ oder „Westworld“ sind keine Fernsehserien, das sind zehnstündige Filme. Ein dreistündiger Film wirkt schnell langatmig. Die Serie gibt uns den Raum, Charaktere über zehn Stunden zu entwickeln. Die Musik hat mittlerweile eine sehr große Bedeutung in Fernsehserien. Das Niveau ist hoch. In Hollywood sprechen sie nicht umsonst seit einiger Zeit vom „Goldenen Zeitalter des Fernsehens“.

Die Fragen stellte Florian Siebeck.

OBJEKTE FÜR DAS LEBEN

HERMÈS
PARIS

MaxMara



MAXMARA.COM

VORBILD-BAND

„Dieses Buch ist allen Frauen gewidmet, denen immer wieder gesagt wurde: Nein!“ So beginnt der Bildband „Game Changers“ von Molly Schiot. Die Filmemacherin, die in Los Angeles zu Hause ist, stellt Frauen vor, die mit beeindruckender Überzeugung und innerer Stärke im Sport ihren Weg gegangen sind – trotz aller Widerstände, Benachteiligungen und Nein-Sager. Die Geschichten handeln vom ersten Golfclub für Afro-Amerikanerinnen, dessen Platz auf einer ehemaligen Müllkippe gebaut wurde, zwischen alten Autoreifen und rostigen Blechbüchsen; von der ersten Schiedsrichterin im Profi-Baseball, die von ihren männlichen Kollegen schikaniert wurde; oder von der ersten Frau, die den Boston-Marathon lief und sich dabei Übergriffen männlicher Läufer erwehren musste.

Der Impuls für Schiots Buch ging ebenfalls auf ein Nein zurück. Sie hatte einem Sportsender eine Dokumentation über weibliche Sport-Idole vorgeschlagen – und war auf Desinteresse gestoßen. So begann sie im September 2014, auf Instagram unter @theunsungheroines, „die unbekanntesten Heldinnen“, jeden Tag das Bild einer herausragenden Athletin der Sportgeschichte zu veröffentlichen. Als „persönlichen Protest“ gegen die Erkenntnis, dass in Amerika zahlreiche männliche Sporthelden gefeiert werden, die Leistungen weiblicher Vorbildfiguren aber oft vergessen sind. Schiot holte die übersehenen Geschichten ans Licht: über Frauen, die wegen ihrer Hautfarbe von Tennisturnieren ausgeschlossen wurden; die sich als Männer ausgeben mussten, um Baseball spielen zu dürfen; die eine Goldmedaille gewannen, denen ihr weißer Bürgermeister aber bei der Ehrung danach den Handschlag verweigerte.

Schiots Projekt war so erfolgreich, dass daraus ein Buch entstand. Es zeigt eine faszinierend-bunte Mischung biographischer Skizzen über starke Charaktere wie Stierkämpferin Conchita Cintrón (unser Bild), Skateboarderin Peggy Oki, Kanalschwimmerin Gertrude Ederle oder Hundeschlittensführerin Susan Butcher. Aus Deutschland sind Rallyepilotin Jutta Kleinschmidt und Schwimm-Olympiasiegerin und Doping-Opfer Rica Reinisch dabei. Molly Schiot sagt, mit dem Projekt habe sie unbewusst wohl nach den Heldinnen gesucht, die sie selbst als Kind vermisst hatte. „Jetzt habe ich sie definitiv gefunden.“ (mle.)

Molly Schiot: Game Changers. The Unsung Heroines of Sports History. Simon & Schuster, 320 Seiten, 25 Euro.



Straßenzüge aus reiner Wolle: Die Teppiche Abbot Kinney (links), Mildred (oben) und Penmar stammen vom Designerstudio Wrapped.

LOS ANGELES HANDGEKNÜPFT

Ein weißes Blatt Papier eröffnet unbegrenzte Möglichkeiten. Zumindest wenn man Designer, Erfinder und Künstler ist wie Ryland Arnoldi (rechts) und Sam Seidman. Die beiden haben vor fünf Jahren ihr Studio Wrapped in Venice im Westen von Los Angeles gegründet. Wrapped beschreibt ihre ursprüngliche Geschäftsidee, auf die sie kamen, als sie als Rucksacktouristen durch Peru unterwegs waren. Sie wollten mit dem Verpacken von Dingen Geld verdienen. „Schon als Kind habe ich meinen Vater bewundert, wie er mit dickem Papier, wie es Metzger verwenden, Geschenke wunderschön einpackte“, erzählt Arnoldi. Nun ist der Vater, Charles Arnoldi, kein Metzger, sondern ein bekannter Künstler, der sich auf abstrakte Gemälde spezialisiert hat. Und die beiden Endzwanziger mussten auch nach kurzer Zeit feststellen, dass sie als Geschenkpapier-Produzenten kaum berühmt werden würden. So begannen sie, weißes Papier selbst zu bemalen und zu gestalten – mit dem sie weiterhin allerlei Gegenstände einpackten. Ein Fahrrad zum Beispiel, das mit seiner neuen Haut, die dann nicht mehr einfach nur aus Papier bestand, zu einem

Wrapped-Unikat und fast schon zu einem Kunstobjekt wurde. Ihre zu Papier gebrachten Entwürfe wurden immer größer und raumfüllender, es entstanden Tapeten, Wandgemälde und Teppiche. Inzwischen hat sich das Duo einen Namen weit über die Staatsgrenzen Kaliforniens hinaus gemacht – nicht zuletzt auch durch seine Teppichkollektionen für das Hongkonger Unternehmen House of Tai Ping. Für die Marke 1956 by Tai Ping (1956 war das Gründungsjahr des chinesischen Herstellers) haben Arnoldi und Seidman gerade die Teppiche Abbot Kinney, Penmar und Mildred entworfen. Sie sind sehr farbig, sehr geometrisch und wirken auch sehr abstrakt – und doch waren

drei Straßenzüge von Los Angeles nicht nur Namensgeber, sondern auch Inspiration. Überhaupt Los Angeles: Das sei ihre Stadt, meinen die beiden. Und was macht man da in seiner Freizeit? „Surfen“, sagt Ryland Arnoldi. Was auch sonst. (pps.)



PRÊT-À-PARLER

SUPPORTING ROLES

Ohne „Props“, also Requisiten, geht in Hollywood gar nichts. Das wussten Ian und Erin Besler schon, bevor sie dem Ruf des neuen Kreativ-Sammelbeckens folgten und von Chicago nach Los Angeles umsiedelten, um dort ihr Kunst- und Architekturbüro Besler & Sons zu etablieren. Zum Einzug schenkten sie der Stadt ihre eigenen „Props“: Terrazzo-Skulpturen in geometrischen Archetypen, angelehnt an die Formen und Farben der Art-Déco-Häuser und Kinopaläste von Downtown L.A. „Besonders die Terrazzo-Böden haben es uns angetan“, sagt Ian Besler. „Denn sie tragen zur Identität der Stadt bei.“ Die Böden, die es seit der Antike gibt, wurden immer schon für ihre Langlebig-

keit und ihr exquisites Aussehen geschätzt, besonders in Los Angeles – der „Walk of Fame“ ist ein gutes Beispiel. Trotzdem wirkten Terrazzoböden zuletzt doch etwas aus der Zeit gefallen – der „Walk of Fame“ ist ein gutes Beispiel. Die Beslers mischten für ihre Skulpturen farbiges Glas und Marmorbruch in einer Zementmischung, ließen sie in Formen austrocknen und polierten sie. Die „Props“ von Besler & Sons können im Haushalt als Buchstütze dienen, als Tablett oder Türstopper, denn das heißt „to prop“ ja eigentlich: etwas zu unterstützen. Sie können aber auch einfach nur da sein und schön in der Gegend herumstehen. Soll's ja auch geben, gerade in Los Angeles. (fit.)



FOTOS: HERSTELLER (S), AFP



Goodbye PROM QUEEN

Halb neun Uhr morgens in New York. Joseph Altuzarra steht schon im Büro, in der 14. Etage des historischen Woolworth Buildings. Am Abend zuvor ist der Designer aus Europa zurückgekommen. Den Jetlag nutzt er nun gleich zum Arbeiten. Zehn Tage Italien, Fittings, Stoffauswahl. „Ich mag Mailand wirklich“, sagt Joseph Altuzarra. „Aber ich mag es für eine Woche, nicht unbedingt für länger.“

Halb neun: In New Yorker Modekreisen, in denen man leicht bis Mitternacht am Schreibtisch sitzt, selbst wenn keine Deadline droht, und erst so gegen zehn Uhr morgens wieder eintrudelt, ist das recht früh. In den Büros sind um diese Uhrzeit: seine Kommunikationsleiterin, sein Hund, der herumrennt und viel zu lieb bellt, als dass er der noch nicht eingetroffenen Rezeptionistin ihren Job streitig machen könnte, und der Designer selbst. Das war's. Ach ja, und ein Venti-Iced-Coffee von Starbucks, der auf dem langen Konferenztisch bereitsteht, nicht nur der Größe wegen markant: ein Kaffee mit Eiswürfeln, im Winter. Bei eisiger Kälte sieht man so etwas nur in den Vereinigten Staaten.

Dabei bringt Joseph Altuzarra gerade Amerika Stil bei, also guten Stil aus europäischer Sicht mit besonderem Auge auf die roten Teppiche Hollywoods. Altuzarra ist so europäisch, wie es ein amerikanischer Designer nur sein kann. „Es klingt unglaublich, aber als ich hier anfing, hat niemand davon geredet, dass eine Frau unter ihrem Kleid auch auf den BH verzichten kann.“ Altuzarra ist in Paris aufgewachsen. „Ein BH ist für Französinen nur eine Möglichkeit. Mit diesem Bewusstsein bin ich damals nach Amerika gekommen.“

Und mit diesem Bewusstsein gründete er sein eigenes Label. Eigentlich würde man gerne auf die Adjektive sinnlich, sexy und selbstbewusst verzichten, um die Marke zu beschreiben. Aber was, wenn es stimmt? Frauen, die seine Kleider anziehen, fühlen sich sinnlich, sexy, selbstbewusst. Die Schlitzseams sind immer ein paar Zentimeter höher als erwartet, die Schnitte schmiegen sich an den richtigen Stellen an den Körper, und an anderen Stellen sind sie – für die Prise Humor – betont ausgestellt. Zugleich sind Frauen in seinen Kleidern richtig angezogen und nicht eine Spur vulgär. Das ist wohl das Amerikanische an ihm. „Wer hier

Mode machen will, muss wissen, dass die Kunden pragmatisch sind. Bequemlichkeit ist wichtig, ein gewisser Stretchanteil.“ Seine Kleider werden dadurch nur besser.

Als Frida Giannini vor zwei Jahren bei Gucci gekündigt wurde, war Altuzarra, der heute zu schwarzen Jeans einen Pullover von Gucci trägt, für ihre Nachfolge im Gespräch. Sein Stil hätte Sinn ergeben für die italienische Marke. Aber für Altuzarra, der auch weiterhin eines der größten amerikanischen Talente ist, bleibt es genauso sinnvoll, allein weiterzuarbeiten, also allein mit mittlerweile gut 30 Angestellten und dem Großkonzern Kering als Investor im Rücken. Auch ohne Gucci schätzen sie seine Kleider nun auch in Los Angeles, in Hollywood, wo die Prom-Queens in ihren glänzenden korsettartigen Roben allmählich abdanken. Vor wenigen Tagen erst trug Jennifer Lawrence eines seiner Kleider.

Seine Kommunikationschefin meint: „Wir hatten ein gutes Wochenende.“

Für Altuzarra ist Los Angeles so etwas wie die idealtypische Version von Amerika. „Ich bin ja weit davon entfernt aufgewachsen. Ich klinge zwar amerikanisch, aber ich bin es nicht. Und L.A. ist für mich immer noch dieser faszinierend amerikanische Ort.“ Altuzarra hat mittlerweile den ersten Schluck seines Venti-Iced-Coffees mit dem Strohhalm genommen und sich in den Konferenzraum mit cremefarbenen Wänden und mausegrauen Stühlen gesetzt. „Los Angeles steht für mich wie kein zweiter Ort für die Mentalität des amerikanischen Traums.“ Er ist mehrmals im Jahr dort, zum Arbeiten. „Aber dann bleibe ich doch immer noch ein paar Tage länger.“ Er liebt das LACMA, das Los Angeles County Museum of Art, und er mag die Sushi-Kette Sugarfish – obwohl sie mittlerweile auch eine

Filiale in New York eröffnet hat, ist er Sushi immer in L.A. „Und ich übernachtete meist im Sunset Tower Hotel. Unbedingt nach einem Zimmer mit Balkon fragen!“

Für einen Designer ist Los Angeles wie ein Spielplatz, schon wegen der vielen Vintage-Mode in der Stadt. „Danach dort zu suchen ist auf besondere Art entspannend. Die Qualität ist einfach großartig. Man findet amerikanische Arbeitskleidung, all die Drucke, die Stoffe.“ Bei „Mister Freedom“, einem seiner Lieblingsläden, gibt es Mode, die bis in die Zeit der großen amerikanischen Webereien aus dem 19. Jahrhundert zurückreicht. Bei „RTH“, einem Shop in West Hollywood, der gerade mal ein Jahr alt ist, aber auch schon zu seinen Lieblingsorten gehört, stöbert man mit dem Geruch von Lagerfeuer in der Nase. Für Modemacher sind solche Erlebnisse wie Kurzurlaube. Für Altuzarra besonders, denn seit er vor 15 Jahren nach Amerika gekommen ist, wird die Stadt nur cooler. Die Zeiten, als Los Angeles in der Wahrnehmung von Europäern oder Ostküsten-Bewohnern als Unort galt, hat er kaum mitbekommen. Joseph Altuzarra ist schließlich erst 33 Jahre alt. „Als ich hier ankam, fingen die ersten gerade wieder an, nach Los Angeles zu ziehen. Damals ging es los, dass diese Stadt plötzlich wieder ein intellektueller Ort wurde. Das hat sicher auch meine Wahrnehmung bestimmt.“

Altuzarra ist ein großer Film-Fan. Gerade hat er „Moonlight“ im Kino gesehen, die berührende Geschichte eines Afroamerikaners im Süden der Vereinigten Staaten, einer der vielversprechendsten Oscar-Anwärter (siehe Seite 42). „Ich kann mir zum Beispiel nicht vorstellen, dass ein Film wie ‚Moonlight‘ vor 15 Jahren diese Aufmerksamkeit bekommen hätte, und das liegt sicher auch daran, dass das Fernsehen in den vergangenen Jahren so gut geworden ist“, sagt Altuzarra. „Dadurch wurde der Film unter Druck gesetzt, besser zu werden. Okay, vor gut 15 Jahren habe ich auch noch Teenager-Filme gesehen.“

Im siebten Arrondissement von Paris wuchs er auf, als Sohn einer amerikanisch-chinesischen Mutter und eines französisch-baskischen Vaters. Er besuchte eine französische Schule. „Mein Englisch war gar nicht so gut, mein Wortschatz war“, er stockt kurz, wie öfter an diesem frühen Morgen, wenn er nach dem richtigen Ausdruck sucht, „eher begrenzt.“

Joseph Altuzarra bringt Amerika guten Stil bei. Die Stars in Hollywood wissen, was sie an seiner Mode haben. Ein Gespräch über coole Kleider für Schauspieler, das Schwulsein unter Präsident Donald Trump und die Frage: Was tun, wenn sich die First Lady meldet?

Von Jennifer Wiebking, Foto Tobias Everke



2017: Jaime King in einem Kleid von Altuzarra Anfang Januar

Goodbye PROM QUEEN



2016: Jennifer Lawrence in Rock und Top von Altuzarra im Dezember



2015: Michelle Obama beim japanischen Kaiser in einem Kostüm von Altuzarra

Die größte Überraschung für Altuzarra, als er 2001 am Swarthmore College in Pennsylvania mit seinem Studium der Kunst und Kunstgeschichte begann: dass seine Meinung plötzlich etwas zählte. „Im französischen Bildungssystem geht es noch immer um ganz klare Regeln. Nach denen soll man denken. Die Meinung des einzelnen Schülers interessiert hingegen niemanden. Als ich nach Amerika kam, war das Schwerste im Studium für mich tatsächlich, meine eigene Meinung zu einem Sachverhalt zu artikulieren.“

Nach dem Studium zog Altuzarra nach New York, arbeitete als Praktikant bei Marc Jacobs und als Freelancer bei Proenza Schouler. Er sah sich längst in der Mode, obwohl er nie Design studiert hatte. Ein französischer Schnittmacher, Nicolas Caito, brachte ihm ein Jahr lang die Grundlagen bei und gab ihm schließlich den Rat, zurück nach Paris zu gehen. Dort wurde er 2006 ein Headhunter des Luxuskonzerns LVMH vorgestellt – für einen ambitionierten Jungdesigner kommt das einem Sechser im Lotto gleich. Eine Woche später begann er unter Riccardo Tisci bei Givenchy. In seiner Zeit dort, einem ganzen Jahr, hatte er gerade einmal drei Wochenenden frei. Das genügte an Erfahrung, um in New York sein eigenes Label zu gründen.

Es war das Jahr 2008, ausgerechnet jene Zeit, als sich die Märkte gerade im freien Fall befanden und die Finanzkrise auch die Mode kalt erwischte. Für junge Designer wie Joseph Altuzarra, Jason Wu, Phillip Lim oder Alexander Wang bot die Zeit trotzdem eine große Chance. Sie waren klug und ihre Marken klein, also wenig genug, um sich sofort auf Krise einzustellen: Ihre Teile lagen preislich knapp unter denen der etablierten Marken, waren tragbarer und trotzdem nicht langweilig.

Und in Michelle Obama, die oft ihre Entwürfe trug, fanden sie keine bessere Botschafterin hüten können. Nicht umsonst sagt Altuzarra, dass er sich heute amerikanischer fühle, trotz der vielen Jahre in Paris, der doppelten Staatsbürgerschaft. „Ich mag mein Leben hier wirklich sehr. Das hat sicher auch damit zu tun, dass ich kein sonderlich glücklicher Jugendlicher war. Paris verbinde ich immer noch mit diesem bedrückenden Gefühl, das ich damals hatte. In Amerika konnte ich erst richtig aufblühen.“

In Amerika traf er auch seinen heutigen Mann, den Immobilienentwickler Seth Weissman, vom „Observer“ zu einem der „Top 50“ unter den neuen „Power-Schulern“ ernannt. Vor zwei Jahren war Hochzeit,

inklusive der legendären Wedding-Ankündigung in der „New York Times“ und der Nachberichterstattung in der amerikanischen „Vogue“. Zehn Monate lang plante das Paar. Eigentlich wollten sie im Ausland heiraten, bis sie durch Zufall auf den gerade frisch renovierten Rainbow Room über dem Rockefeller Center stießen. „Unsere Hochzeit war eine der ersten dort.“

Zu den Gästen gehörte auch Ivanka Trump, was Auskunft gibt über die gesellschaftliche Größenordnung der Altuzarra-Weissman-Hochzeit. Die Tochter des neuen Präsidenten galt zu der Zeit schließlich noch als großer *social butterfly*, als gute Bekannte von Chelsea Clinton.

„Natürlich reden mein Mann und ich jetzt sehr viel über Donald Trump. Und so merken wir, wie viel wir unter der Regierung von Barack Obama einfach als selbstverständlich hingenommen haben“, sagt Altuzarra. Seit 2011 können Schulle in New York heiraten, seit 2015 überall im Land. „Ich glaube nicht, dass wir hier in New York in den nächsten Jahren bedroht sind. Aber mir tun Menschen leid, die vielleicht in Minnesota oder in North Carolina leben, wo die Präsidentschaft von Trump vielen jetzt scheinbar die Erlaubnis gibt, ihre homophoben oder xenophoben Meinungen nicht nur hinter verschlossenen Türen kundzutun.“

Die Wahlnacht verbrachte er vor dem Fernseher in London, auf Dienstreise. „Das Ganze kam mir vor wie eine Fernsehserie, so unwirklich.“ An diesem Dezembermorgen bekommen auch die Amerikaner zum ersten Mal eine Ahnung vom möglichen russischen Engagement in Sachen Hacking während der Wahlen. „Wirklich, Stoff für eine Fernsehserie“, sagt Altuzarra, dessen Label genau so alt ist wie Obamas Präsidentschaft.

Zunächst leitete seine Mutter die Marke betriebswirtschaftlich. 2011 stellte er Karis Durmer ein, eine erfahrene Geschäftsführerin. Seit der Gründung, seit 2008, ist Altuzarra dreimal mit seiner Marke umgezogen, und die Immobilien Spuren, die das Label hinterlässt, erzählen ihre eigene Geschichte. Los ging es mitten in Chinatown, dann weiter an den nördlichen Rand des Trend-Viertels, an die Howard Street. Kurz vor der vergangenen Fashion Week im September zog er mit seinen Mitarbeitern dann in das stattliche Woolworth Building, 17 Jahre lang das höchste Gebäude der Welt, bis an der Wall Street 1930 ein höherer Wolkenkratzer gebaut wurde. Die Eingangshalle unten ist so pompös, im nicht-vergoldeten Trump-Sinn, als betrete man

eine Kirche. Der Beiname „Kathedrale des Kommerzes“ ist jedenfalls nur ein bisschen übertrieben. Natürlich sind dort keine Kameras erlaubt. Und im 14. Stockwerk, Altuzarras Zentrale, sind noch freie Räume, er kann also weiter wachsen, zumindest denkt er schon mal so groß.

Das Schild an Altuzarras Rezeption weist auf das Reizthema Instagram hin: „Photos and social media strictly prohibited“. Seine eigenen Kanäle aber laufen über mit Bildern von Hollywood-Stars in seinen Kleidern: Evan Rachel Wood in einem Smoking von Altuzarra, Jennifer Lawrence in einem auf der Taille sitzenden Rock und einem Spaghetti-Top (darunter kein BH), Julianne Moore in einem kleinen Schwarzen mit besonders tiefem Dekolleté (klar, ohne BH). „In Hollywood traut man sich jetzt viel mehr als noch vor ein paar Jahren“, sagt Altuzarra. Er hat auch eine Erklärung dafür: „Mode ist heute die Haupteinnahmequelle für viele Schauspieler. Über Verträge mit Modemarken, über Auftritte verdienen sie so viel Geld wie in keiner anderen Branche. Noch nicht mal Kosmetik kommt da heran.“ Entsprechend wichtig ist es für Schauspielerinnen, für die Mode interessant zu sein, also nicht unbedingt im Prom-Queen-Kleid aufzutreten, sondern besser in einem mit tiefem Dekolleté – und vielleicht sogar ohne BH. „Die Mode hat die Schauspieler ganz sicher aus ihrer Komfortzone geholt.“

Joseph Altuzarra ist daran nicht ganz unschuldig. Als er 2012 Tom Ford bei einer Party traf und der große Gucci-Erneuerer der Jahrtausendwende ihm sagte, wie sehr er seine Arbeit bewundere, sei es das größte Kompliment gewesen, das er bis dahin bekommen habe. Wenn jemand ein Kleid von ihm trägt, dann hat sich in den meisten Fällen die Stylistin vorab bei der Marke gemeldet. „Sie war bei der Schau, hat die Looks gesehen. Normalerweise wird sie nun nach einer Spezialanfertigung für ihren Star fragen, eigentlich wollen sie heute alle Spezialanfertigungen. Und ich verstehe das auch.“ Die Stylistin schickt also die Maße und dazu Informationen. „Sie hasst ihre Arme, so etwas.“

Wenn es um einen großen Anlass geht, entwerfen noch andere Modemacher auf Basis der Maße Optionen für den jeweiligen Star. „Ich würde sagen, fünf bis sechs verschiedene werden sicher gefragt“, sagt Altuzarra. „Man weiß also eins zu sechs, dass sie dein Kleid trägt.“ Altuzarra macht sich daraufhin an die Zeichnung. „Wenn sie die gut finden, fertigen wir einen ersten Entwurf aus Leinwand und hoffen, die

Schauspielerin zu diesem Zeitpunkt hier in New York im Atelier zu treffen, für ein erstes Fitting.“ Zum Fitting hat der Designer dann auch Beispiele für die Stickerei und die Stoffe vorliegen. „Dabei bekommt man eigentlich schon ein ganz gutes Gefühl dafür, ob sie den Entwurf wirklich mögen oder nicht.“ Sobald es um den eigentlichen Entwurf geht, das finale Kleid, ist das entsprechende Event in L.A. so gut wie übermorgen. „Wir schicken es dorthin, und dann können wir nur noch beten.“

Vier Saisons pro Jahr, so viele Celebrity-Kleider wie möglich: Altuzarras Terminkalender wird immer voller. Aber es muss so sein. „Die Ausstattung von Prominenten ist ein wichtiger Teil unserer Arbeit.“ Als die Herzogin von Cambridge im September vergangenen Jahres ein hellblaues Kleid mit dicken Punkten trug, hoher Schlitz am linken Bein, und, gut, nicht ganz so viel Ausschnitt am Dekolleté, darunter selbstverständlich ein BH, bekam die Marke so viel Aufmerksamkeit wie noch nie.

Zumindest könnte Altuzarra künftig den Posten First-Lady-Dressing von seinem Terminkalender streichen. Für Michelle Obama entwarf er Kleider für Reisen nach Marrakesch und Tokio. Die Frage, wer auf ähnliche Weise auch Melania Trump einkleidet, hat den amerikanischen Modemachern zuletzt einen großen Gewissenskonflikt beschert. Soll man jemanden einkleiden, der mit jemandem verheiratet ist, dessen Verhalten man von Grund auf ablehnt? Oder ihm mit jenem Respekt begegnen, dem man so gut wie jeder anderen Person der Zeitgeschichte auch entgegenbringen würde? Also einkleiden? Oder zumindest für die Kleider zahlen lassen, wie jede andere Kundin auch?

„Das ist echt eine schwierige Frage“, sagt Joseph Altuzarra. Einen Standpunkt hat er trotzdem. „Es gibt noch immer diese große Kontroverse in Amerika: Viele Bäckereien, nicht unbedingt in New York, aber in den Südstaaten, weigern sich, Kuchen für die Hochzeiten von Schwulen zu backen. Sie rechtfertigen das mit ihren religiösen Grundsätzen. Sie berufen sich dabei auf ihre Rechte als Bürger, nicht für jemanden zu arbeiten, mit dessen Lebensstil sie nicht übereinstimmen.“ Er findet das falsch, „fundamental falsch!“ Natürlich wird Altuzarra, der Hillary Clinton im Wahlkampf unterstützt hat, kaum Melania Trump fragen, ob er sie für die nächste Party einkleiden dürfe. Und niemand hat bei ihm bisher angefragt. „Aber ihr den Dienst zu verweigern, wäre Doppelmoral. Da geht es auch um Prinzipien. Und darum, zu ihnen zu stehen.“

FOTOS: AP, ILLUSTRATIONEN: REUTERS



ZR

ZIMMER+ROHDE

Stoffe | Möbel | Tapeten | Bettwäsche | Posamenten

ARDECORA ETAMINE HODSOLL MCKENZIE TRAVERS WARNER FABRICS ZIMMER+ROHDE

www.zimmer-rohde.com

Entdecken Sie unseren Dekorationsstoff »Fiori« und weitere Produkte bei:

- 01477 Annsdorf/Dresden Schwarzmeyer | Raumausstattung | www.schwarzmeier.com 04109 Leipzig HUBERT | Schenken/Wohnen/Leben | 0341 2132112 06114 Halle/Saale Ambiente Wiecha OHG | www.ambiente-home.de 10115 Berlin brillant Interiors Heiko Rahmstorf & Joachim Becka GbR | www.brillant-interiors.berlin 10623 Berlin Lars Leppin GmbH | Im Stilwerk Berlin | www.lars-leppin.de 10785 Berlin Möbel Hübner Einrichtungshaus GmbH | www.moebel-huebner.de 10789 Berlin Lars Leppin GmbH Im KaDeWe, 4.OG | www.lars-leppin.de 14165 Berlin-Zehlendorf Michael Geisler GmbH | Raumausstattung | www.geisler-raumausstatter.de 20354 Hamburg Einrichtungshaus Bornhold GmbH | www.bornhold-die-einrichter.de 21006 Hamburg Marks Einrichtungen GmbH & Co.KG | www.marks-einrichtungen.de 21335 Lüneburg Crull Exklusiv Einrichten OHG | www.crull.de 22299 Hamburg H. Bayram | Inneneinrichtungen | www.polsterei-bayram.de 22547 Hamburg Imme Witt | Polsterei | www.imme-witt.de 22765 Hamburg Helm & Helm Inneneinrichtung | www.helm-und-helm.de 23564 Lübeck Raumausstattung Pöppel e.K. | Inh. Alexander Hahlbeck | www.raumausstattung-poepel.de 23843 Bad Oldesloe Raumausstattung Ramon Stroh | www.r-stroh.de 24103 Kiel Rademann Inh. Christoph Kämmereier e.K. | www.rademann-kiel.de 24103 Kiel Das Fenster Einrichtungen GmbH | Elke und Nils Lenschau | www.dasfensterkiel.de 26122 Oldenburg Designers House GmbH | www.designers-house.de 27263 Verden/Aller Raumgestaltung Christian Bösch | Im Hause der Wohnwerkstatt | www.wohnwerkstatt-verden.de 28203 Bremen Bauhof Wohnimpuls GmbH & Co.KG | Wohnimpuls GmbH & Co.KG | info@bauhofwohnpuls.de 31515 Wunstorf Voss Inneneinrichtung GmbH | info@voss-inneneinrichtung.de 34497 Korbach/Rhena Schäfer Raumgestaltung e.K. | www.schaefer-raumgestaltung.de 35423 Lich Valder-Wohnen Polster- und Gardinenwerkstatt | Stefan Theiler | 06404 661473 35578 Wetzlar Valder-Wohnen Polster- und Gardinenwerkstatt | Stefan Theiler | info@valder-wohnen.de 38100 Braunschweig Renter Einrichtungen GmbH | www.renter.de 38442 Wolfsburg Farben Center Fallersleben GmbH | www.farben-center.com 40212 Düsseldorf Raumakzente + Ausstattung GmbH | Im Stilwerk | info@raumakzente.de 40237 Düsseldorf Klockhaus Dekorationen OHG | Inh. Rolf + Pia Klockhaus | 0211 660331 42551 Velbert Trockel Raumausstattung e.K. | Inh. Hanno Haak | 02051 95960 44225 Dortmund Raumausstattung Paris | www.polsterei-paris.de 45130 Essen Gardinen Schmiedemeier GmbH | mail@schmiedemeier-einrichtungen.de 45468 Mülheim an der Ruhr Pogge Home Decor | www.pogge.de 45657 Recklinghausen Castello Wohndesign | Raumausstattermeister Martin Kwizinski | info@castello-wohndesign.de 46342 Velen Hardweg Raumausstattung | www.hardweg-wohnraum.de 46397 Bocholt Hardweg Raumausstattung | www.hardweg-wohnraum.de 47138 Duisburg | H. Dahmen & Söhne KG | www.hds-buero.de 49205 Hasbergen Hillebrand | Raum + Idee GmbH www.raumundidee-hillebrand.de | 50733 Köln Silko Schüller | Raumausstattung GmbH + Co.KG | info@silko-schueler.de 51427 Bergisch Gladbach Reitz Lebensräume | Wilhelm Reitz GmbH | 02204 22597 51469 Bergisch Gladbach Raumausstattungen Eicker 02202 58161 51674 Wühl Lang GmbH | Raum und Idee | info@lang-raum-und-idee.de 52062 Aachen Mathes GmbH + Co.KG | www.mathes.de 52062 Aachen Sven Woytschaetzky GmbH | www.woy24.de 52062 Aachen Lieck & Müller GmbH & Co.KG | Inh. Günter Corsten | info@lieck-und-mueller.de 52076 Aachen Stoffwerkstatt | Uta Sommer | info@stoffwerkstatt.de 52351 Düren Holger Peters | Raumausstatter | 02421 888847 52355 Düren Kelzenberg | Einrichtungen GmbH & Co.KG | www.kelzenberg.com 53117 Bonn Daniels wohnen OHG | www.daniels-wohnen.de 53173 Bonn Cubio GbR | Stoffe + Wohnen | 0228 1809525 53474 Ahrweiler Georg Geschier + Söhne GmbH & Co.KG | 02641 34386 53639 Königswinter-Heisterbacherrot Roland Müller | Meisterhafte Raumideen | roland@raumausstatter-mueller.de 54294 Trier Fesser Einrichtungen GmbH | 0651 828820 55218 Ingelheim Vogt & Schoor GmbH | Raumausstattung | 06132 2231 56068 Koblenz KREPELE EINRICHTEN | 0261 2072910 56179 Vallendar Zell - Raumdesign | info@marita-zell.de 59909 Bestwig SCHREWE. Einrichten GmbH & Co.KG | 02904 97220 60487 Frankfurt Raum + Textil | Renate Diesel & Co. GmbH | info@raum-textil-decoration.de 60569 Frankfurt Cri-Cri Handels GmbH | 069 66058200 60594 Frankfurt KERN-DESIGN GMBH Innenarchitektur + Einrichtung | 069 7895433 61348 Bad Homburg Wehner | Decoration | 06172 24992 61440 Oberursel RUPPEL | raumgestaltung GmbH | 06171 4946 63280 Dreieich Ise Koffer Einrichtungen | 0171 2640150 63477 Maintal-Dörnigheim Wehner | Decoration | 06181 491580 63486 Bruchköbel Barbara Bittner | Kreative Raumgestaltung | 06181 9063348 63500 Seligenstadt Gardinen Selber | 06182 921010 65183 Wiesbaden PRAGER INTERIORS | David Prager | info@prager-interiors.de 65185 Wiesbaden NB-Wohnen GmbH Einrichtungshaus | www.nb-wohnen.de 65385 Schlangenbad Neumühle | Zauberhaft Wohnen | 06123 2478 65715 Hofheim Achim Heller | Raumausstattermeister | info@heller-raumausstattung.de 65424 Homburg Das Wohnstudio | gardinen-deko@online.de 6724 Speyer Möbel- und Einrichtungshaus Günter D. | info@guenter-d.de 67657 Kaiserslautern Martin Hebsack | Raumgestaltung | info@hebsack.biz 68161 Mannheim hopfer Raumausstattung | Inh. Jens Hopfer | info@hopfer.de 68165 Mannheim Jowa Wohndekor 0621 408508 68199 Mannheim Böllinger + Stüber GmbH | www.boellinger-stueber.de 68161 Mannheim DÖRR planen + einrichten | info@doerr-lu.de 73525 Wälsbisch Gmünd Raumwerk | Erol Edelbauer | 07171 405202 76133 Karlsruhe Raumausstattung Blum OHG | blum-raum@web.de 7715 Bühl Josef Oberföll GmbH | Raumausstattung | info@oberfoell.de 79539 Lörrach Lohmüller licht + wohnen OHG | info@lohmueeller-lichtundwohnen.de 80335 München KARSTADT Warenhaus GmbH | 089 5512136 84405 Dorfen Thalmeyer-Einrichtungen GmbH | 08081 93670 85435 Erding Thalmeyer-Einrichtungen GmbH | 08122 959843-0 86551 Aichach KS Möbelvertriebs GmbH | K2 Wohnkonzepte | info@k2-erfurt.de 1010 W/Wien PHONIX-home EXCLUSIVE INTERIEUR DESIGN www.phoenix-home.eu 1090 W/Wien Staltner & Furlinger | B. Hirsch-Stronstorff | www.staltner.at 2514 NÖ/Traiskirchen Gaster GmbH | Boden Textil Sonnenschutz | 02252 5244113 3034 NÖ/Maria Anzabach Christina Öllinger | stoffkultur.uj. | 0664 8369148 4060 O/Leonding Pernkopf Ges.m.b.H | Stadlerhof | 0732 773118 4320 OÖ/Perg Avant Art | Raumdesign | 07262 52445 4522 O/Siering singer wohnen und mehr | wohnen@singer-gmbh.at 5020 SA/Salzburg Zirngibl GmbH | 0662 824975 6068 T/Mils bei Innsbruck Home Interior M.H. GmbH | office@home-interior.at 6233 T/Kramsach Alois Haaser | Raumausstattung | www.haaser.at 6830 V/Rankweiler Der Raumausstatter GmbH | M. Scherrer | www.m-scherrer.at 8280 S/Fürstenfeld wohnanders heinrich kaufmann | www.wohnders.at



Kleid mit seitlicher Zierborte von Louis Vuitton



Gemusterte Bluse von Dries van Noten, Hose von Ralph Lauren, Stiefel von Louis Vuitton

HERDREI

Steven Spielbergs jüngste Tochter wuchs an den Film-Locations in Los Angeles auf. Jetzt ist sie 20 Jahre alt und macht sich selbst einen Namen – als Destry Allyn.

Fotos Ami Sioux

Styling Esma Annemon Dil



Mantel mit großen Pailletten von Dolce & Gabbana, Hose mit Rallyestreifen von Gucci



Kleid von Max Mara, High Heels von Gianvito Rossi

IHR DREH



Blazer von Akris, Hose von Gucci, Samtpumps von Jimmy Choo

IHR DREH



Rock mit Federbesatz von Prada, Bluse und High Heels von Michael Kors

Fotos: Ami Sioux
Styling: Esma Annemon Dil
Model: Destry Allyn Spielberg (DT Model Management)
Make-up: Elie Maalouf (Jed Root)
Haare: Terri Walker (Jed Root)
Foto-Assistenz: Charlie Chipman
Styling-Assistenz: Nicole Massoth
Fotografiert am 21. Januar 2017
in Beachwood Canyon, Los Angeles



Weites extralanges Top sowie High Heels von Balmain, ausgestellte Jeans von Current Elliott

Eigentlich wollten wir am Tag nach der Verurteilung von Donald Trump am Women's March teilnehmen. Aber unsere Produktion musste wegen starker Regenstürme von Freitag auf Samstag verlegt werden – also fiel der Protestmarsch für uns aus. Auch wenn an diesem Tag wieder die Sonne scheint, ist es in der alten Villa, die im Stil des Spanish-Colonial-Revival gebaut wurde, immer noch kalt und dunkel, da ständig der Strom ausfällt. Unser Model Destry Spielberg, die jüngste Tochter von Kate Capshaw und Steven Spielberg, ist vor kurzem 20 Jahre alt geworden. Selbst wenn sie Grund zur Beschwerde hätte, da sich ihre Gänsehaut bei unter zehn Grad blau färbt, bleibt sie entspannt. Beim Anprobieren der Looks lacht sie darüber, dass sie Hände und Beine vom Vater geerbt habe, dafür aber wenigstens die schmale Taille von der Mutter. Sie hält nicht viel davon, sich mit Hilfe von Photoshop strecken zu lassen. Stattdessen ist sie froh darüber, dass sich immer mehr Marken und Magazine trauen, die wirklichen Proportionen abzubilden. Destry Spielberg sieht nicht nur gut aus und hat nicht nur einen berühmten Nachnamen. Zum Gespräch treffen wir uns ein paar Tage später, auf einen Spaziergang mit unseren Hunden.

Worüber möchten Sie gern sprechen?
Alles! Nur bitte nicht so ein typisches Interview über eine Tochter berühmter Eltern. Ich verstehe, dass ich mit meinem Nachnamen niemals als unbeschriebenes Blatt beginne, selbst wenn ich mich Destry Allyn nenne. Emotional empfinde ich das manchmal als mühsam, aber beschweren darf sich jemand wie ich auch nicht. Verglichen mit den meisten anderen Menschen auf dieser Erde sind das Luxusprobleme.

Sie sind in Pacific Palisades und an Film-Locations aufgewachsen. Davon träumen wahrscheinlich viele.
Für die Umstände ging es aber überraschend normal zu, um nicht zu sagen langweilig, mit sechs Geschwistern und Eltern, die uns nicht verwöhnen. Bei uns fühlen sich auch Freunde zu Hause. Die Atmosphäre ist gemütlich, und es stehen keine Museumsstücke herum, mit denen man andere beeindrucken möchte. Inzwischen bin ich ausgezogen und teile mir mit meinem Freund eine kleine Wohnung. Shoppen gehe ich beim Discounter Forever 21. Ich glaube, ich habe mir noch nie etwas zum Anziehen geleistet, das teurer als 300 Dollar war. Mein Taschengeld ist bescheiden.

Sie haben schon während des Shootings erwähnt, dass Sie Angeberei schlimm finden.

Es gibt keinen Grund, sich überlegen zu fühlen. Kein Mensch ist mehr oder weniger wert als ein anderer. Ich war auf einer Privatschule mit vielen verwöhnten Gören. Manche haben sich ihren Haushaltshilfen und Mitschülern gegenüber unmöglich benommen. Ich wurde über Jahre ziemlich böse gemobbt. Vielleicht weil ich mich nicht verstellen wollte, um cooler zu wirken, und bestimmt auch wegen meiner Lernschwächen.

Leiden Sie an Legasthenie?

Nicht nur das, auch ADHS, Tourette-Syndrom und Handkrämpfe beim Schreiben, verursacht von Dystonie. Das volle Programm also.

Luxusprobleme sind das wirklich nicht. Vielleicht wirken Sie deshalb so reif. Ihre Behinderungen fallen aber nicht auf.
Die Therapien haben mir ganz gut geholfen. Man kann Techniken lernen, um auffällige Ticks zu vermeiden. Allerdings kann ich längere Texte nur auf der Tastatur tippen, handschriftlich bekomme ich nach zwei Absätzen immer noch Krämpfe. Beim Malen passiert das hingegen nicht.

Neben der Malerei beschäftigen Sie sich auch mit Fotografie. Am Set haben Sie sich recht fachkundig über Linsen und Einstellungen unterhalten.
Mit dem Fotografieren habe ich angefangen, als meine Großmutter vor vier Jahren an Lungenkrebs starb. Ich wollte mich visuell mit dem Thema Rauchen auseinandersetzen. Inzwischen könnte ich mir vorstellen, irgendwann auch hinter der Kamera zu arbeiten.

Spüren Sie Druck, sich auf ein Studienfach oder einen Beruf festlegen zu müssen?
Das College habe ich nach kurzer Zeit wieder auf Eis gelegt, weil mir der Prüfungsstress nicht guttut. Auch mit dem Turnierreiten habe ich vergangenes Jahr aufgehört. Bis dahin haben Training und Wettkämpfe die meiste Zeit meines Lebens bestimmt. Es fühlt sich gut an, endlich andere Dinge zu probieren, zum Beispiel Modeln, Schauspielern, Kunst oder eben Fotografie. Kreativität liegt bei uns offensichtlich in der Familie. Jessica und Sawyer sind Schauspieler, Max entwirft Videospiele, Mikaela ist Künstlerin, und Sasha hat den besten Stil, an ihr sieht alles irgendwie interessant aus. Zusammen mit meinem Bruder Theo hat sie die Band Wardell gegründet. Die beiden sind richtig gut. Bitte schreiben Sie das! Weil es stimmt.

Die Fragen stellte Esma Annemon Dil.



Langer Mantel, hier als Kleid getragen, von Chanel

Schwarz sein in Amerika – das ist kein glamouröses Thema, nie gewesen, und es wird nicht besser, wie es aussieht. Fast nie ist es Thema in Filmen aus Hollywood. In den vergangenen Jahren war es auf jeden Fall nicht Thema jener Filme, die sich Chancen auf einen Oscar ausrechnen konnten. Und keines für jene, die schließlich Oscars gewannen.

In Hollywood war genau dies – dass ein Teil der Wirklichkeit des Landes kein Thema seiner Filme war – in den vergangenen Jahren ein immer wiederkehrendes Thema der Oscar-Nächte. Mit der Frage: Wo sind die Filme von Schwarzen oder ethnischen Minderheiten auf der Liste der Nominierten? Wo bleiben die Nominierungen wenigstens für die nicht-weißen Schauspieler und Schauspielerinnen, wenn sie denn mal eine Rolle in den Geschichten ergattert haben, in denen sie nur am Rand vorkommen? Und an die Frage schloss sich die Bitte an, die schließlich zur lautstarken Forderung wurde: Könnten die weißen, die alten Männer in der Academy of Motion Picture Arts and Sciences (von der die Oscars vergeben werden) bitte einmal zur Seite treten und aufhören, uns den Blick auf die Welt zu verstellen?

Aus den ziemlich turbulenten Reaktionen vor und während der Oscar-Verleihung im vergangenen Jahr hat die Academy (die in Cheryl Boone Isaacs eine afroamerikanische Präsidentin hat) ihre Schlüsse gezogen. Sie hat 683 neue Mitglieder eingeladen, davon sind knapp die Hälfte Frauen und 41 Prozent nicht-weiße Künstler. Am 26. Februar, wenn die Oscars in Los Angeles verliehen werden, werden wir sehen, ob sich dadurch etwas verändert hat.

Den Nominierungen voraus ging die Awards Season, die nicht umsonst so heißt: Die Anzahl der Auszeichnungen, die zwischen Oktober und der Oscar-Nacht verliehen werden, ist fast unüberschaubar. Die Lieblinge der Kritik und der Gilden melden sich heraus. Bis vor kurzem, nämlich bis zu den Golden Globes, sah es so aus, als gäbe es einen haushohen Favoriten. Das war „Moonlight“ von Barry Jenkins. Der Film eines schwarzen Regisseurs nach dem

FILM RISS

Die Filme „Moonlight“ und „La La Land“ sind die Favoriten für die Oscar-Verleihung. Geht es also diesmal vor allem um die Frage: Schwarz oder Weiß?

Von Verena Lueken

Stück eines schwarzen Autors, Tarell Alvin McCraney. Beide sind jünger als 40. Der Film über einen schwarzen Jungen in einer schwarzen Gegend Miamis, der zu sich und zu seiner Sexualität findet. Ein Film ohne eine einzige Rolle für einen Weißen. Ungewöhnlich erzählt, traurig und wunderbar.

Selten gab es eine so weitläufige Hingabe an einen Film wie im Fall von „Moonlight“. Die großen Zeitungen waren sich einig wie die kleinen, die Online-Publikationen wie die Fachzeitschriften. Auch auf den internationalen Bestenlisten des Jahres 2016 steht der Film ganz oben. An diesen Film, den amerikanische Kollegen feierten wie eine Offenbarung, gingen mehr Kritiker-Preise quer durchs Land als an irgend einen anderen – von Los Angeles (da gewann „Moonlight“ vier Preise) nach New York (drei) und zurück nach San Francisco (sechs). Aber nicht nur in den Küstenstädten ging das so, selbst in Dallas-Fort Worth (drei Trophäen), Indiana (ebenfalls drei), Phoenix (drei) und Florida (zwei) gewann „Moonlight“ vor allen anderen. Und auch in den landesweiten Abstimmungen steht der Film weit oben auf den Bestenlisten. Inzwischen sind es 45 Auszeichnungen, die er als „bester Film“ des vergangenen Jahres erhalten hat.

Dann kamen die Golden Globes. Und da sah es bis kurz vor Schluss plötzlich so aus, als werde „Moonlight“ bei sechs Nominierungen mit leeren Händen nach Hause gehen. Das lag an „La La Land“, der sieben Globes gewann, darunter den als bester Film in der Kategorie Komödie/Musical. Nur der allerletzte, der Golden Globe für das beste Drama, bei dem „La La Land“ keine Konkurrenz war, der ging dann doch noch an „Moonlight“.

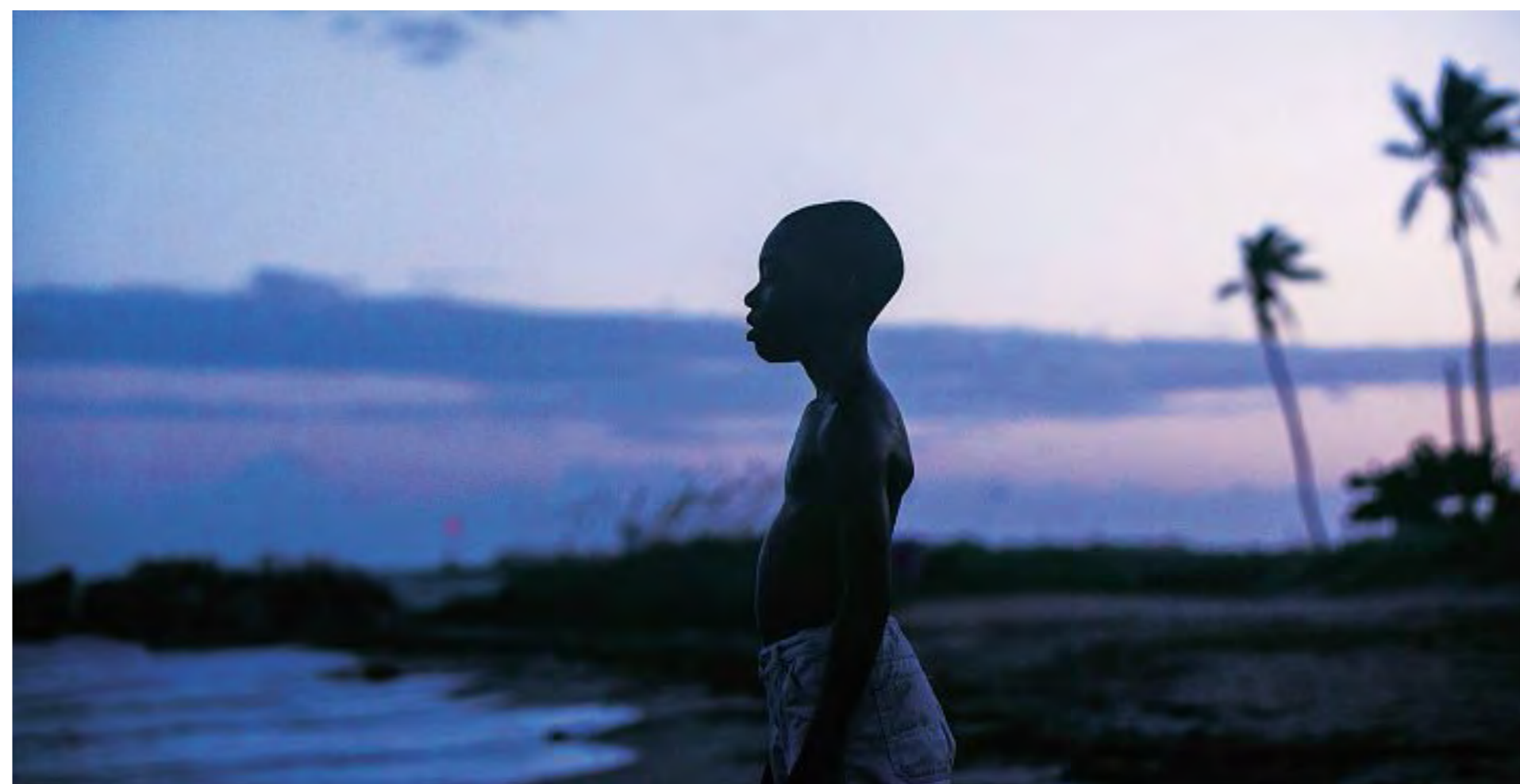
Seit diesen sieben Golden Globes für Damien Chazelles Hollywood-Musical sprechen alle von „La La Land“. Davon, wie es ihm geeglückt ist, ein Gefühl zurück ins Kino zu bringen, das unwiederbringlich vergangen zu sein schien: eine Art träumerisches Sehnen in tollen Kostümen zu guter Musik. Wie es dem Film gelang, ein totgesagtes Genre wie das Musical auferstehen

zu lassen, ohne dass es aussieht wie eine geschminkte Leiche oder sonstwie von gestern. Dass „La La Land“ dem Kino sein Herz wiedergegeben habe. „Eine Liebeserklärung an Hollywood“ wurde der Film genannt. So wurde „La La Land“ zum großen Favoriten für die Oscars. Mit 14 Nominierungen geht der Film ins Rennen, mehr hatten nicht einmal „Titanic“ oder „All About Eve“. Hollywood hat es immer gefeiert, wenn in Filmen die Traumfabrik gefeiert wurde, wenn es ums Träumen ging, Träumen in der Art, wie es in Los Angeles zu Hause ist. Wenn die Menschen, die da träumen, auch noch so aussehen wie Ryan Gosling und Emma Stone – umso besser.

„Moonlight“ bekam immerhin acht Nominierungen, darunter in den wichtigsten Kategorien als „bester Film“, Barry Jenkins für die Regie, für das beste adaptierte Drehbuch, James Laxton für seine revolutionäre Kameraarbeit und zwei der wundervollen Schauspieler, Mahershala Ali und Naomie Harris. Das ist ein Grund zum Feiern. Denn all diese Menschen sind schwarz – wie fast alle in „La La Land“ weiß sind. Das „fast“ bezieht sich auf Musiker und Tänzer in einem Jazzclub. Die waren schon immer schwarz in Hollywood.

Wird es darauf hinauslaufen? Weiß gegen Schwarz? Man kann es befürchten. Andererseits folgt das liberale Hollywood meistens nicht den Trends im ganzen Land, und die stehen im Augenblick auf verstärkte rassistische Konfrontation. Hollywood umarmt jeden, der es geschafft hat. Und „Moonlight“ hat es in gewisser Weise geschafft. Ein Film mit niedrigem Budget (die Internet Movie Database schätzt fünf Millionen Dollar), unabhängig (unter anderem von Brad Pitts Plan B Entertainment) produziert, mit einer nicht gerade massenkompatiblen Thematik stürmt die Bestenlisten – das ist eine Geschichte, wie sie viele mögen in der Unterhaltungsindustrie.

„La La Land“ ist ebenfalls eine unabhängige Produktion, auch sie hat nach Blockbuster-Maßstäben ein bescheidenes Budget zur Verfügung gehabt (IMDB schätzt 30 Millionen). Auch hier haben wir es mit einem Erfolg zu tun, der nicht unbedingt



Schwarze Sicht: Das Drama „Moonlight“ mit Alex Hibbert in der Rolle des jungen Chiron ist für viele Kritiker der Film des Jahres.

erwartbar war, obwohl Ryan Gosling reichlich Zugkraft an der Kinokasse und Emma Stone beim Filmfestival in Venedig als beste Schauspielerinnen einen Preis gewonnen hat. Seit damals wartete, wer seine Sehnsucht nach Märchen ins Kino trägt, auf diesen Film. Singen und tanzen, ein Mann und eine Frau unter den Sternen, zwei Hoffnungen, die sich unterschiedlich erfüllen, während die Musik noch spielt – wer könnte zu einer Zeit sich verschärfender gesellschaftlicher Widersprüche da widerstehen? Eskapismus wie zur Hochzeit des Musicals, als die Lage auch nicht rosig war, ist das, für alle, die noch zu träumen wagen. So laut der Tenor der Marketingkampagne, hinter der „La La Land“ nicht zurückbleibt.

Umgekehrt könnte man sagen: Leben wir nicht in Zeiten, in denen es nötig ist, wachsam zu sein? „Moonlight“ ist ein Film für die, die endlich aufwachen wollen. Denn nur alle paar Jahre, wenn wir großes Glück haben, kommt ein Film in die Kinos, der eine Welt erleuchtet, die vorher unsichtbar war. Der Mensch zeichnet statt Stereotypen, Menschen aus Fleisch und Blut und mit Seelen voller Trauer, voller Sehnsucht, voller Liebe, von denen wir keine Ahnung hatten, weil sie mit den Figuren in den Filmen, die sonst ins Kino kommen, nicht verwandt sind. Inzwischen sind solche Werke oft nur noch Nischenphänomene, wie vor gut zehn Jahren, als auf unseren Leinwänden die ersten Filme von Apichatpong Weerasethakul aus Thailand erschienen, die unser Sehen, unser Verhältnis zur Welt veränderten. In diesem Jahr ist es „Moonlight“ von Barry Jenkins. Ein Nischenfilm, der in den Mainstream hinübergeglitten ist. Dafür sprechen die vielen Auszeichnungen.

Also: Worum geht es? Wer sind die Menschen, von denen wir nichts wissen, wo spielt das und was geschieht? Die Antwort ist zunächst: Es geht um einen schwarzen Jungen in Miami, der gehänselt wird, weil die anderen Jungen spüren, er ist anders. Seine Mutter ist cracksuchtig. Bei ihrem Dealer und seiner Freundin findet der Junge vorübergehend eine Ersatzfamilie. Der Junge, den die anderen und auch seine

Mutter (aber nicht der Dealer und seine Freundin) „Little“ nennen, heißt Chiron. Der Film begleitet ihn in drei Kapiteln beim Erwachsenwerden.

Doch „Moonlight“ ist auch ein Film darüber, wie ein Freund einem anderen das Abendessen kocht. Wie eine Mutter um Verzeihung bittet. Wie zwei Jungs am Strand für eine Stunde glücklich sind. Ein Film darüber, wie sich Männlichkeit in verschiedenen Situationen definiert, welche Möglichkeiten, welche Vorbilder ein Junge wie Chiron findet.

Der Film beginnt, als Chiron acht Jahre alt ist. Ein stiller Junge mit riesigen Augen, kleiner als die anderen, allein. Vater? Fehlanzeige. Die Mutter ist meistens high, manchmal mit einem Mann, zwischendrin mal lieb, besorgt, oft verärgert, aber meistens abwesend. In der Schule Hänseleien: „faggott, faggott“, Schwuchtel, Schwuchtel. Ein Freund, der einzige Freund, Kevin, zeigt Chiron, wie er sich wehren kann. Steh auf, sagt er. Aber auch: Bleib unten, wenn du genug hast. Chiron läuft mit seinem riesigen Rucksack durch eine triste Sozialbauesiedlung und kann von Glück sagen, wenn er unbehelligt nach Hause kommt. Auch das ist ein Bild, das bleibt. Ein Junge mit großen Augen, allein unter der Sonne Floridas.

Er braucht einen Vater, denkt man. Juan übernimmt diese Rolle vorübergehend. Juan ist Drogendealer, auch der Dealer der Mutter, was er zunächst nicht weiß. Ein harter Kerl, mit aufgepumpten Muskeln, bewaffnet. Aber auch ein fürsorglicher, zarter Mann mit einer Freundin, die einmal sagt, als es sich anders anhört: „All love and all pride in my house.“ Juan bringt Chiron das Schwimmen bei. Es ist eine Szene, so schön, dass einem die Tränen kommen können.

Diesen „Little“ spielt Alex Hibbert, dessen Augen die Neugierde wie die Verletzlichkeit ausdrücken, und dessen Körpersprache schon im Kern alles erzählt, was ihm im späteren Leben, wenn andere Schauspieler Chiron spielen, zustoßen mag, und wer er werden wird – ein einsamer Junge voller Sehnsucht, der lernen wird, sich zu behaupten. Juan, gefährlich und weich und väterlich, wird von Mahershala

Ali gespielt. Er hat dafür schon zahlreiche Auszeichnungen einstecken können, und eine Oscar-Nominierung hat er auch bekommen.

Im zweiten Teil spielt Ashton Sanders den Teenager Chiron. Wieder sehen wir ihn, während die Kamera sich an seinen Rücken heftet, durch sein Viertel gehen, wieder sehen wir, wie er angegriffen, gehänselt wird, wie er den Kopf senkt und versucht, dem Streit aus dem Weg zu gehen. Er ist verliebt in seinen einzigen Freund, in Kevin. Seine Mutter verfällt zusehends. Eines Tages wehrt sich Chiron und wird ein anderer. Nämlich der, als dem wir ihm im dritten Teil, gespielt diesmal von Trevante Rhodes, wiederbegegnen. Die drei Teile heißen übrigens „Little“, „Chiron“ und „Black“ – das sind alles Namen von Chiron, was zeigt: Er ist vielfältig. Es heißt auch: Jeder Mensch ist ein Universum und doch ein Einziger. Nach jahrelanger Funkstille ruft ihn Kevin an. Chiron liegt im Bett, als das Mobiltelefon klingelt. Auch diese Szene kann einen zum Weinen bringen. Wegen der Hoffnung, die in Chiron aufsteigt.

Der Regisseur Barry Jenkins und der Autor Tarell Alvin McCraney, auf dessen Theaterstück „In Moonlight Black Boys Look Blue“ das Drehbuch basiert, sind in Miami aufgewachsen, etwa zur selben Zeit, in den Achtzigern und Neunzigern, also auf dem Höhepunkt der Crack-Epidemie. Sie stammen beide ungefähr aus der Gegend, in der „Moonlight“ zunächst spielt. Liberty City heißt der Wohnbezirk nicht ohne Ironie, und er hat nichts mit dem Art-Deco-Pomp von South Beach zu tun, den wir mit Miami verbinden. Hier sind die Menschen arm, hier liegen brache Flächen zwischen den niedrigen Häusern, hier sind Banden zu Hause, die Polizei schaut eher selten mal vorbei. Aber es gibt eine Gemeinschaft unter den Bewohnern, eine Fürsorge füreinander, den Versuch, vieles auszugleichen, was schlecht läuft für Schwarze in Amerika. Die Väter sind im Gefängnis? Die Nachbarn übernehmen, auch, wenn einer von ihnen Drogen verkauft. Das ist, so erzählen es die beiden

in Interviews, eine der Regeln in schwarzen Communities: dass man sich um die Kinder kümmert, um die eigenen, aber auch um die, deren Eltern anderswo sind, im Knast oder bei der Arbeit, high oder bei einem zweiten oder dritten Job.

Das ist keine romantische Sicht auf eine verheerende Situation, sondern Notwehr. Dass Kinder dabei oft auch missbraucht werden, für Drogenkuriere in der Schule zum Beispiel, ist eine traurige Tatsache. In „Moonlight“, wenn beim Zuschauer diese Furcht aufkommt, läuft es anders. Juan und seine Freundin Teresa lesen Chiron auf und lassen ihn sein, wie er ist. Schweigsam, hungrig, bedürftig. Janelle Monáe, ein Star in der Rhythm'n' Blues-Szene, spielt diese Teresa ruhig und warm, wie eine Mutter, die sie für Chiron in gewisser Weise wird. Während die eigene, gespielt von der immens beeindruckenden Naomie Harris, immer weiter in die Sucht abrutscht und dabei doch versucht, ihren Sohn zu beschützen.

Es ist lange her, dass wir im Kino Menschen gesehen haben, die mit derart komplexen Gefühlen und Möglichkeiten ausgestattet waren, in allem, wozu Menschen fähig sind, im Guten eher als im Schlechten. Sie passen sich den Verhältnissen an oder stellen sich ihnen entgegen, und sie weigern sich zu werden, was die Welt von ihnen erwartet – böse und gewalttätig. Das bedeutet nicht, dass sie nicht unter Umständen kriminell sind. Eine Waffe zur Hand haben, wenn es nötig ist, eine goldene Zahnprothese und jede Menge Tätowierungen. Es bedeutet nur, sie sind verwundete, verwundbare Seelen. Keine Abziehbilder. Keine Klischees. Ihre Lebensumstände sind, wie sie sind.

Dieser wunderbare Film, der ans Herz geht, den Verstand weit und das Bewusstsein befreit, kommt auch in die deutschen Kinos – am 9. März. Davor ist die Oscar-Verleihung. Dort gibt es keine Unterscheidung zwischen Komödie/Musical und Drama wie bei den Globes. Und so könnte es sein, dass „Moonlight“, gesättigt mit Wahrheit und Wirklichkeit, gegen „La La Land“, die Einladung zu weißen Träumen, letztlich doch keine Chance hat. Es wäre ein Jammer. ◀



Weiße Liebe: Das Musical „La La Land“ mit Ryan Gosling und Emma Stone wurde mit sieben Golden Globes ausgezeichnet.



Das Stargirl: Ana Martínez (rechts), hier bei der Verleihung an Jennifer Lopez 2013, gebietet über die Sterne.



Einer der ersten Sterne: Im Jahr 1960 wurde Joanne Woodward auf dem Hollywood Walk of Fame geehrt.



Kategorie Film: Auch Burt Lancaster bekam als Kinoheld einen altrosa Terrazzo-Stern zugesprochen.



Postum geehrt: Der Stummfilmstar Olive Borden war schon tot, als ihr Name aus einer Lostrommel gezogen wurde.



Besonders umstritten: Donald Trumps Stern (Kategorie Fernsehen) wird seit 2015 immer wieder beschädigt.

★ A ★ STAR ★ IS BORN

Donald Trump hat einen Stern, Barbra Streisand nicht. Wer wird wann, wie und warum auf dem Walk of Fame verewigt? Fragen an die Herrin der Sterne.

Von Christiane Heil

Ein bisschen skurril ist es schon. Popsänger Prince muss auf Hollywoods „Walk of Fame“ ohne Stern auskommen, Präsident Donald Trump liegt dagegen sogar vor dem Dolby Theatre, dem Herzstück der Ruhmesmeile. Und Kim Kardashian, die als Star der Reality-Show „Keeping Up With The Kardashians“ seit fast zehn Jahren als Quotengarant gilt? Darf gar nicht, auch wenn ihr Ehemann Kanye West immer wieder lautstark nach einem rosafarbenen Stern verlangt.

„Wir haben keine Kategorie für Reality-Stars. Sie liefern keinen Auftritt ab, sondern lassen sich nur von der Kamera durch ihr tägliches Leben begleiten“, sagt Ana Martínez, die als „Stargirl“ über die mehr als 2500 Sterne am Hollywood Boulevard gebietet. Und Trump? „Er wurde 2007 für eine Kunstform geehrt“, sagt Martínez und verweist auf seine Leistungen als Produzent der Fernsehserie „The Apprentice“. Ihr Gesichtsausdruck lässt ahnen, dass er sie nicht zum ersten Mal beschäftigt.

Seit Donald Trump 2015 bekanntgab, in das Weiße Haus ziehen zu wollen, hat der Stern mit seinem Namen einiges aushalten müssen. Ein Besucher, der nichts von den Parolen des Republikaners gegen illegale Einwanderer hielt, ließ seinen Schäferhund auf der Plakette defäkieren. Andere griffen zum Filzstift, um Kommentare wie „Rassist“ und „Wählt ihn nicht!“ zu hinterlassen. Auch das seitenverkehrte Hakenkreuz, das ein Unbekannter Anfang vergangenen Jahres auf Trumps Stern sprühte, sieht Martínez nicht als Kavaliärsdelikt, ebenso wenig den Versuch eines Kaliforniers im Oktober, das rosafarbene Ornament mit einer Spitzhacke aus dem Boden zu brechen.

„Vandalismus ist eine Straftat und kein Spaß“, sagt Martínez. Eine Petition, die über Monate zirkulierte und forderte, den Stern des umstrittenen Präsidentschaftskandidaten von der Prominentenmeile zu entfernen, schmetterte sie zur Enttäuschung der mehr als 40.000 Unterzeichner ab: „Der Walk of Fame ist ein registriertes Denkmal. Sobald ein Stern gelegt wurde, ist er Teil der Historie. Es wurde noch nie ein Stern entfernt.“

Wie Prominente zu einem Stern auf der Ruhmesmeile kommen, scheint vielen nebulös. Immer wieder lassen sich Fans in sozialen Netzwerken zu bösen Beiträgen hinreißen, weil ihr Star es noch nicht geschafft hat. „Einige werden richtig feindselig“, sagt Martínez. „Dabei liegt es nicht nur in unserer Hand, wer einen Stern bekommt.“

Der Streit um die Sterne ist älter als der Walk of Fame selbst. Als E. M. Stewart, damals der Vorsitzende der Handelskammer von Hollywood, die Prominentenmeile 1953 vorschlug, um „den Ruhm einer Stadt, die für Glamour und Aufregung steht, in die Welt zu tragen“, begann auch der Zwist. Sollten die Sterne in Braun und Blau auf dem Gehweg verlegt werden? Oder doch in Schwarz und Rosa, um besser mit den Projekten verschiedener Bauunternehmer zu harmonieren? Während der Stadtrat von Los Angeles in den Jahren 1956 und 1957 über das Projekt debattierte, stritt die neu gegründete Gesellschaft zur Verschönerung Hollywoods um die Auswahl der Prominenten. Für jede der vier Kategorien – Film, Fernsehen, Musikaufnahmen, Radio – gingen jede Woche Dutzende Ideen ein.

Den Mitgliedern der Verschönerungsgesellschaft, unter ihnen die Filmemacher Samuel Goldwyn, Walt Disney und Cecil B. DeMille, fiel es schwer, diejenigen herauszufiltern, die es am ehesten verdient hätten, verewigt zu werden. „Auch über Charlie Chaplin wurde gestritten. Er sollte keinen Stern bekommen, weil er als Kommunist galt“, sagt Martínez. Im August 1958 trafen sich am Hollywood Boulevard schließlich Vertreter der Stadt Los Angeles mit der Handelskammer und der Verschönerungsgesellschaft, um an der Kreuzung Highland Avenue die ersten acht Sterne in den Boden zu lassen. Zu den Geehrten zählten die Schauspieler Burt Lancaster, Joanne Woodward und auch Olive Borden. Wie man erzählte, war zumindest der Name des damals schon verstorbenen Stummfilmstars aus einer Lostrommel gezogen worden.

Nach juristischen Scharmützeln von Charlie Chaplin Jr., der gegen den Ausschluss seines Vaters von der Ruhmesmeile klagte, wurde der Bau Anfang Februar 1960 fortge-



Erst ein Stern, dann ein Oscar: Nicole Kidman soll ihr Auftritt bei der Verleihung auf dem Walk of Fame 2003 geholfen haben, für „The Hours – Von Ewigkeit zu Ewigkeit“ einen Academy Award zu gewinnen.

setzt. „Chaplin lebte damals schon in der Schweiz. Auf seinen Stern musste er noch zwölf Jahre warten“, erzählt Martínez. Angeblich benötigte die Handelskammer drei Abstimmungen, bevor sie sich auf einen Terrazzo-Stern für den vor allem in den Vereinigten Staaten umstrittenen Filmemacher einigen konnte.

Der Kampf um die Sterne tobt derweil weiter. „Viele Fans wissen nicht, dass ein Prominenter nominiert werden muss, um in die engere Wahl zu kommen. Das führt oft zu Missverständnissen“, sagt Martínez, die als Mitarbeiterin der Handelskammer seit fast 30 Jahren über den Walk of Fame wacht. Falls die Chamber of Commerce den Nominierten zu den etwa zwei Dutzend Celebrities zählt, die jedes Jahr einen Stern bekommen, wird zudem eine Spende in Höhe von 30.000 Dollar an die Historische Stiftung Hollywoods verlangt. „Eine Hälfte der Summe dient der Pflege des Sterns, die andere wird für die Zeremonie bei der Enthüllung ausgegeben“, sagt Martínez. Bevor Liza Minnelli vor 25 Jahren mit einem Stern geehrt wurde, hatten Anhänger der Oscar-Preisträgerin („Cabaret“) in allen Teilen der Vereinigten Staaten Kuchenbuffets aufgebaut, um Spenden zu sammeln. Meist findet sich aber ein Filmstudio, das die Kosten übernimmt – wie bei Nicole Kidman, der ihr Auftritt am Walk of Fame vor 14 Jahren angeblich half, für ihre Rolle als Schriftstellerin Virginia Woolf in dem Filmdrama „The Hours – Von Ewigkeit zu Ewigkeit“ einen Oscar zu gewinnen.

Die Vorbereitung der Zeremonie bei der Enthüllung des Sterns vergleicht Martínez mit einer Hochzeit. „Sobald der Star einen Termin nennt, legen wir los. Wir verschicken Einladungen, schreiben eine Laudatio und organisieren Blumen“, erzählt das „Star Girl“. Die wichtigste Aufgabe, die Suche nach dem passenden Ort für den Stern, übernimmt Martínez selbst. „Ich versuche, für jeden Geehrten einen Platz auf dem Hollywood Boulevard zu finden, der etwas mit ihm oder seinen Rollen zu tun hat.“ Den rosafarbenen Stern für Farrah Fawcett, die für ihre Fönfrisur berühmt war, platzierte sie vor einem Friseurgeschäft, der

James-Bond-Darsteller Roger Moore, als Agent 007 bekannt, findet sich vor der Hausnummer 7007.

Wie bei einer Hochzeit, so verläuft aber auch bei den Zeremonien auf der Ruhmesmeile nicht immer alles nach Plan. „Paul Rudd war vor der Enthüllung seines Sterns im Juli 2015 so nervös, dass wir ein bisschen Gejang haben“, erzählt Martínez. Und Phil Collins, der zu Martínez' sympathischsten Begegnungen zählt, machte sich wegen seines Outfits Sorgen. „Er lief in einer verwaschenen Jeans über den roten Teppich und hat sich tausend Mal entschuldigt“, erinnert sie sich an den Juni 1999. Das Dankeschreiben des britischen Musikers, der damals mit seiner Verlobten Orianne Cevey, seiner früheren Ehefrau Jill Tavelman und zwei Töchtern nach Hollywood kam, zierte bis heute die Wand in Martínez' Büro. Den roten Teppich für Bruce Willis musste sie im Jahr 2000 wieder aufrollen lassen, als er in den Wirren der Scheidung von Demi Moore in letzter Minute absagte. Sechs Jahre später wurde der Schauspieler dennoch mit dem 2321. Stern geehrt. „Ich bin oft an den Hollywood Boulevard gekommen, um die Sterne anzusehen“, sagte Willis damals. „Mir war aber nie klar, was man tun musste, um einen zu bekommen.“

Auch die Zeremonie für die Boxlegende Muhammad Ali verlangte Fingerspitzengefühl. Da Ali, der in Kentucky als Baptist aufwuchs und später zum Islam konvertierte, nicht wollte, dass Besucher den Namen Muhammad mit Füßen traten, bat er, seinen Stern nicht in den Boden einzulassen. „Bei der Feier vor vier Jahren stellten wir die Plakette auf eine Staffelei. Später wurde der Stern in eine Wand am Eingang des Dolby Theatre gemauert“, erinnert sich Martínez. Alis Stern ist bis heute der einzige, der nicht jedes Jahr die Tritte von etwa zehn Millionen Besuchern aushalten muss. Das der Boxer nicht nur einen Platz im Nationalen Museum für Amerikanische Geschichte hat, sondern auch in Hollywood, überrascht viele seiner Fans. „Er war auch ein Entertainer, der Sprechbalen aufnahm. Ali wurde zweimal für einen Grammy nominiert“, erklärt Martínez. Da das Sportidol zudem Langlebigkeit in der

Unterhaltungsbranche und soziales Engagement, die Voraussetzungen für eine Ehrung auf der Ruhmesmeile, vorweisen konnte, sei sein Stern keine Überraschung.

Nach Prominenten wie den Oscar-Preisträgern George Clooney und Barbra Streisand suchen Besucher dagegen vergeblich. „Barbra hat sich nicht bereit erklärt, zu der öffentlichen Zeremonie zu erscheinen. Und George ist in Italien oder anderswo beschäftigt“, sagt Martínez. Dass auch Clint Eastwood und Bruce Springsteen trotz Nominierungen eine Einladung auf den Walk of Fame ausgeschlagen haben, stimmt das „Star Girl“ nachdenklich. „Vielleicht verunsichert es einige Celebrities, den Fans ohne Drehbuch zu begegnen. Besonders, wenn sie nicht für eine Rolle, sondern als Person ausgezeichnet werden.“

Da ein rosafarbener Stern als Hollywoods einzige Auszeichnung gilt, welche die Fans mit ihrem Idol teilen, wird die Ruhmesmeile immer wieder zu einer Art Wallfahrtsstätte. Als Muhammad Ali im Juni 2016 starb, besuchten Hunderte Anhänger den Walk of Fame, um vor seinem Stern Blumen niederzulegen und Kerzen anzuzünden. Nach David Bowies Tod vor gut einem Jahr hatten Fans des Musikers die Nacht an seinem Ornament verbracht, das sie als Anspielung auf den Titel „Ziggy Stardust“ mit einer Schicht Glitter schmückten.

Die treuesten Anhänger hat aber der Schauspieler Patrick Swayze („Dirty Dancing“). Seit seinem Tod vor acht Jahren schickt der französische Fanclub an seinem Geburtstag, dem 18. August, jedes Jahr Blumen. „Sein Stern in der Nähe des Hotels Roosevelt gehört auch an allen übrigen Tagen zu den am meisten besuchten.“ Nach dem Tod des Pop-Idols Ende April 2016 vergeblich. Wie Martínez nach einer Welle empörter Kommentare in sozialen Medien wissen ließ, sollte der Sänger in der Vergangenheit zwei Mal nominiert werden. Er habe die Ehrung aber jedes Mal ausgeschlagen. „Prince meinte, die Zeit sei noch nicht reif“, sagt Martínez. „Es ist aber möglich, auch postum einen Stern zu bekommen.“



FOTOGRETT

STIMMEN DER ANDEREN

In Deutschland erleben wir die Stars der Filmwelt nur als bewegte Abziehbilder. Die Synchronisation beraubt sie ihres eigenen Tons und ihrer Sprache. Ein Selbstversuch zeigt, was uns dabei alles entgeht.

Von Klaus Ungerer

Mein Opa hat sein Abitur noch mit knoff und kneff bestritten. Sie hatten Englisch als mündliche Prüfung, so erzählte er manchmal, aber mündliches Englisch hatte im Unterricht nie stattgefunden, damals. Sie hatten die Sprache ungefähr so kennengelernt, wie man einem lateinischen Text gegenübersteht. Sie hatten sich braverweise die Formen eingepaukt, und mit den Formen gingen sie dann in die mündliche Prüfung: weiß, wusste, gewusst – knoff, kneff, knoffn. Und so weiter. Es muss eine qualende Sache gewesen sein, die einen zwischen Scham und Lachen zerrissen hätte, und vielleicht wussten es nicht einmal ihre Lehrer viel besser, damals, irgendwo in Südniedersachsen kurz nach dem Ersten Weltkrieg.

Lange ist das her, und man ist froh, dass man nicht dabei sein musste. Und doch ist diese existenzielle Peinlichkeit auch heute noch zu spüren, im Deutschland des frühen dritten Jahrtausends. Wie oft steht man nicht betreten schweigend daneben, wenn Touristen oder Zugereiste sich auf Englisch durchzuschlagen versuchen und auf die cherne Stumpfheit deutscher Tresenkräfte stoßen? Schon Klischee sind die bizarren sächsisch-englischen Lautsprecherdurchsagen in der Bahn. Und auch selbst denkt man nur ungerne zurück an die Zeit in Schweden als Austauschstudent: Sie mochten nicht ganz so hochtrabend gebildet sein, die schwedischen Kommilitonen, wie man selbst, ihre Uni mochte verschulter sein – aber mit ihrem jederzeit fließenden Englisch machten sie aus dem deutschen Austauschstudenten binnen Sekunden einen stammelnden Globalisierungsvorlieber. Mühselos switchen sie von ihrer Heimatsprache ins Englische hinüber und zurück, und es mochte ihnen an Rechtschreibung und Grammatikkenntnissen fehlen, doch sie beherrschten das Wunder der Sprache: sich jederzeit auszudrücken, geschmeidig mit jedem kommunizieren zu können. Woran aber liegt es, dass sie im entlegenen, menschenleeren Norden eine solche selbstverständliche Weltläufigkeit entwickeln konnten, derweil der Durchschnittsdeutsche im Herzen Europas als Provinzdepp herangewachsen ist?

Ausnahmsweise ist hier eine einfache Antwort möglich. Sie sind da oben so sprachstark und wir so verblödet, weil die Leute in Hollywood dünnemals den Tonfilm erfunden haben, und weil der Tonfilm kurz darauf eine geistige Verfinsterung über uns brachte, von der skandinavische Länder oder auch die Niederlande verschont blieben. In Deutschland wurde immer alles synchronisiert, und synchronisiert heißt: Man nimmt ein Filmkunstwerk voller Schauspieler und Sprache, voller Körperlichkeit, Timing und Sprachwitz. Zieht das alles ab. Behält die Bildspur bei. Und klatscht eine neue, deutsche Tonspur druff.

Was da alles verloren geht! Erste Opfer sind seit Urzeiten Dialekt und Soziolekt, unrettbar. Denn wie will man einen Dialekt übersetzen, ohne dass es peinlich wird? Wie soll überleben, was da mitschwingt, wenn in einem amerikanischen Film plötzlich jemand mit britischem Akzent auftaucht? Wie soll man den Graben eindeutschen, der schon sprachlich zwischen einem Afroamerikaner und dem Redneck-Polizisten klafft? Rein ins Hannoversche Bühnendeutsch alles. Perdü, vorbei.

Wer in Deutschland für Sprecherdienste ins Synchronisationsstudio vordringt, hat zumeist eine Schauspiel Ausbildung hinter sich, spricht Hochdeutsch, beliebt sich bühnenfähig auszudrücken mit schickem explosivem Abschluss-„t“: „Miranda! So habe ich es nicht gemeint!“ Als Götz George es wagte, seinen Schimanski in den frühen Achtzigern herumzuscheln zu lassen wie ein echter Mensch, war der Aufschrei groß im auf Korrektheit konditionierten Fernsehzuschauerland. Aber die Nähesprache, eine der Stärken des Mediums Film gegenüber der Bühne, ist nur das erste Opfer der Synchronisation.

Einen Nachmittag lang wage ich das Experiment. Und schaue mir ein paar Lieblingsserien an. Im Original habe ich sie staffelweise gegessen. Jetzt mal auf Deutsch. Schauen wir mal. Hören wir mal. Praktisch unvermeidlich: dass oft der Sprachwitz auf der Strecke bleibt. Viele englische Ausdrücke lassen sich nicht übertragen, mancherlei Anspielungen würden im Deutschen sinnlos verpuffen. Und über allem thront auch noch der dunkle Gott der Lippen-synchronität: Ohne sie wäre die ganze Draufsprecherei ja albern, und man könnte, wie früher in weiten Teilen des Ostblocks üblich, auch gleich alle Dialoge von einem einzigen Sprecher vorlesen lassen. Die Leute gewöhnen sich ja an alles, solange sie keine Wahl haben.

Man meint, derlei Klippen ließen sich noch umschiffen. Bisschen Schwund ist immer, aber die Grundlagen der Komik blieben doch erhalten, die Figuren, das Timing, die Überraschung. Ein paar Minuten mit „Big Bang Theory“ belehren mich eines Besseren. In den vergangenen Wochen habe ich mich rettungslos in diese wundervolle Nerd-Sitcom verliebt. In der Synchronisationsfassung bekommt man demonstriert, was für ein delikates Kunstwerk der Humor ist. Erschüttert sitzt man davor: Es sind dieselben Bilder, dieselben liebgewonnenen Gestalten – und sind es doch nicht mehr. Die Stimmen stimmen nicht mehr. Wo Leonard auch hörbar klein ist und damit spielt, ist seine Stimme jetzt normalgroß. Raj, der junge indische Wissenschaftler, wird jetzt, so scheint es, von seinem eigenen Großonkel gesprochen. Und Sheldon, das charmant aristokratische Genie, um das die ganze Serie kreist, ist seiner stärksten Waffe beraubt: Wo überkorrekte und unteremotionale Sprache war, ist jetzt die typische deutsch-humorische Aufgeräumtheit von der Stange.

Und siehe da: Nichts funkt mehr. Der Witz ist weg. Wo guter Humor sich einführt in die Figuren, ist hier Klamauk druffeknallt worden, der uns von den Figuren distanziert, gewollter Schenkelklatsch, nahe an der Schadenfreude – einem der beliebten deutschen Begriffe, die anderen Sprachen oft unbekannt sind. Man sitzt also vor der „Big Bang Theory“, und man hält die Amis für doof.

Eine andere Serie, der sie den Zahn gezogen haben, ist „Supernatural“, in der ein Brüderpaar gegen das Böse auf der Welt kämpft, gegen Geister und Dämonen, die sich vorzugsweise in amerikanischen Provinznestern die Ehre geben. „Supernatural“ ist Mystery und Roadmovie in einem. Und es ist vor allem die lange Erzählung über ein ungleiches Brüderpaar: Sammy, der jüngere, feinsinnigere, stellt sich eigentlich ein anderes Leben vor, er würde gerne der blutigen Monsterjagd entsagen, Jura studieren, eine Freundin haben. Wer ihn immer wieder an seine Pflichten gegenüber Familienerbe und Menschheit erinnert, ist sein großer Bruder Dean, der in allem ein Gegenentwurf ist, ein soldatisch disziplinierter Mann-Mann, ein Schürzenjäger und Beschützer, ein sarkastischer Kämpfertyp, allweil Schweinerock hörend, mit GI-Schnitt und, zwingend, mit

dieser tiefen Stimme aus den Tiefen des Bauchfells. Sammy und Dean sind Yin und Yang. Die ganze Serie baut darauf auf. Sieht man den beiden ein paar Sekunden auf Deutsch zu, schnurrt alles zusammen. Niemand bei den Synchronisierern scheint die Vorgaben begriffen zu haben. Zwar ist Feingeist Sammy recht nah an sich selbst eingedeutscht worden, mit einer fragenden, hellen Stimme. Dean aber hat beinahe dieselbe! Einen Hauch arroganter, schnöseliger. Aber mit derselben luftigen Jugenhaftigkeit. Schließt man die Augen, wähnt man sich in einem „Drei-??“-Hörspiel. Sollte nicht gerade leichtere Unterhaltung beim Synchronisieren ernst genommen werden? Sollte man nicht ein Auge darauf haben, wie die Serie eigentlich funktioniert?

Oder die grandiose erste Staffel von „Homeland“. Die hat mich mal vor ein echtes Rätsel gestellt. Ich sprach eine kluge und geschmackssichere Freundin darauf an. Ob sie die schon gesehen habe. Ob Claire Danes nicht großartig sei. Die Freundin aber sagte zu meiner Verblüffung: Nee, sie habe da mal reingeschaut, aber irgendwie habe sie da nicht so wirklich reinfunden können. Und Claire habe sie wirklich genervt. Um diese Kluft zu überbrücken, verabredeten wir uns zu einem zweiten Versuch. Ich warf die Originalfassung an. Und die Freundin war gebannt. In einer Pause zwischen den Folgen stellte sich heraus: Ja, Claire Danes war großartig. Aber ich solle mal in die deutsche Fassung reinschauen. Wenige Szenen genühten: Auch hier war es wieder passiert. Die Synchronisation hatte die tragende Figur der Serie aufs Ärgertlichste uminterpretiert.

Wo Claire Danes als CIA-Agentin in allen Kalamitäten tough und um Fassung bemüht war, hatten sie ihr im Deutschen eine melancholisch-theatralische Zerbrechlichkeit angequatscht, mit der ihre Carrie niemals durch den harten Arbeitstag zwischen Verfolgungsjagden, Bombenanschlägen, Antidepressiva, Schizophrenie und verzweifelter Liebe gekommen wäre.

Spaßeshalber, wenn man es so nennen kann, schaue ich bei „The Good Wife“ rein, der herausragenden Serie um die erfolgreiche Anwältin und Politikerfrau Alicia. Sie selbst hat noch einigermaßen unbeschadet in den deutschen Sprachraum gefunden. Bei den weiblichen Nebenrollen hingegen stößt man immer wieder auf dasselbe Phänomen: Im Amerikanischen setzen sie den Härten des Lebens eine kernige, gefasste Robustheit entgegen. Niemals kommen sie darauf, sich ein Leids anmerken zu lassen, immer wird auch davon ausgegangen, dass der Zuschauer vielleicht intelligent genug ist, die Kniffligkeit der Situation zu begreifen. Auf Deutsch dann: immer diese Innerlichkeit, Brüchigkeit, diese zur Schau getragene Opferrolle. Und man fragt sich: Haben die deutschen Stimmbesitzerinnen sich das Original gar nicht angesehen? Oder ist die gestandene Frau in Deutschland ein unverkäufliches Modell?

So knipst man das schnell aus. Sitzt ein wenig dösig im Sofa. Und fühlt sich so tumb. Die Leinwandhelden der Kindheit und Jugend – man hat sie ja nie wirklich kennengelernt. Bud Spencer, John Wayne, Kirk Douglas, Anthony Quinn – sprachen alle mit derselben Stimme, der von Arnold Marquis. Tom Hanks, Jeff Goldblum, Bill Murray – hatten alle Arne Elsholtz' charmantes Timbre; die Klangfarbe ist leider verstorben, und sie mussten sich eine neue suchen. Beim Fernsehschauspieler Manfred Lehmann muss man immer die Irritation wegstecken, dass er so klingt wie Gérard Depardieu und Bruce Willis. Robert Redford ist vor kurzem sogar vererbt worden – Christian Schult hat ihn von seinem Vater Rolf übernommen.

Wir haben all diese Großen gesehen, wie wenn man die Mona Lisa nur in Zellophan verpackt bewundern dürfte. Wir haben nicht die Illusion auf der Leinwand erlebt, sondern nur eine Illusion der Illusion, bewegte Abziehbilder. Wir haben uns in der großen weiten Welt gewöhnt, unter Cowboys und Piraten, und haben doch immer nur Hannover gehört, der Opa, die Eltern, die Brüder und ich. Englisch haben wir auch nie vernünftig zu reden gelernt.

Hoffnung aber ist immer. In meinem Fall ist sie 13 Jahre alt und flitzt nach der Schule am liebsten in ihr Zimmer. Sie guckt Netflix. „Big Bang Theory“, „Dr. Who“, „Precious Little Liars“. Hat sie alle schon durch. Manchmal taucht sie aus ihrem Zimmer wieder auf, manchmal sprechen wir Englisch. Achte Klasse, wie soll ich sagen? Mühsam holperten wir uns damals durch das englische Gestrüpp, nie werden wir fit sein für die globalisierte Welt. Die Tochter aber spricht fließend, und sie spricht mit Bewundernswertem amerikanischem Akzent. Sich das Zeug auf Deutsch reinzuziehen käme ihr nie in den Sinn. Der Uropa hätte seine Freude an ihr. Er würde lächeln – über sich selbst, über kneff und knoff und all das Verpasste. ◀

OFF TO THE OSCARS



2014: Sienna Miller bei der Premiere von „Foxcatcher“, wie alle Stars in Galvan



2016: Jennifer Aniston bei der Premiere von „Zoolander 2“



2016: Sophie Turner bei der Oscar-Verleihung

Die Anfrage kam eine Woche vor den Oscars: Sophie Turner, der Star aus „Game of Thrones“, brauchte noch ein Kleid. Rebecca Corbin-Murray, die Stylistin der Schauspielerin, fragte bei Galvan an. Das Label ist gewissermaßen die Sophie Turner der Mode: Insider ist es nach drei Jahren bestens bekannt, mit klaren Markenzeichen, so wie die Serienrolle bei Turner. Bei Galvan sind es fließende Abendkleider, coole jumpsuits, nicht viel Tamtam, denn die Frauen darin sind interessanter, als ein Kleid es jemals sein könnte. Galvan ist, wie Turner, immer noch jung – und andererseits etabliert genug, um längst in Hollywood eine Rolle zu spielen.

Wenn eine Oscar-Anfrage kommt, sollen sie nicht mehr in Panik geraten. Aber im vergangenen Jahr waren die Rahmenbedingungen denkbar schlecht. Das Label arbeitet zwischen Los Angeles, London und Düsseldorf. In London, im Galvan-Headquarter, bereiten sich die beiden geschäftsführenden Gründerinnen, Katherine Holmgren und Carolyn Hodler, zu der Zeit schon auf die Modewoche in Paris vor. Die Oscar-Verleihung liegt meist zwischen der Mailänder und der Pariser Modewoche, nur eben am anderen Ende der Welt. Und in Düsseldorf, wo das Atelier der Marke sitzt, war der Sohn der Galvan-Designerin Anna-Christin Haas krank.

Man muss sich heute nicht mehr persönlich sehen, um Entscheidungen zu treffen. Die Galvan-Frauen – nach drei Jahren Fern-Geschäftspartnerschaft sind sie Facetime- und Skype-Profis – wissen das. Aber nach Los Angeles musste trotzdem jemand fliegen, für das Fitting mit Sophie Turner. Denn Sola Harrison, die vierte im Bunde, die dort lebt, war zu der Zeit verhindert; wäre ja auch zu einfach gewesen. Also schickten die vier ein Stoßgebet zum Himmel und bekamen tatsächlich Antwort: Ihre Assistentin Mira Naurath arbeitet schon fast so lange im Atelier in Düsseldorf, wie das Label existiert. Also flog sie nach L.A. – fürs Oscar-Fitting.

Meist haben solche Anfragen wochenlangen Vorlauf. Manchmal kommen sie aber auch in letzter Minute, vor den wichtigsten Verleihungen des Jahres oder vor der großen Premiere einer Schauspielerin. Wichtig für ein aufstrebendes Label wie Galvan: dass überhaupt jemand anfragt, was außergewöhnlich genug ist. Denn wenn Marken ihre Macht irgendwo besonders ausspielen, dann in Hollywood. Die Chancen sind hier einfach zu gut. Ein Kleid an einem Star kann über Nacht um die Welt gehen und den Werbeeffect ins Unermessliche steigern. Kein Wunder, dass

Für Modemarken gehört die „Award Season“ zum Pflichtprogramm. Die großen Häuser kleiden Stars ein, die sie ohnehin unter Vertrag haben. Und die kleineren? Bei den Vorbereitungen des Labels Galvan.

Von Jennifer Wiebking

etablierte Marken, die es sich leisten können, Verträge mit Schauspielern abschließen. Bei offiziellen Anlässen trägt dann Jennifer Lawrence Dior oder Sophie Turner jetzt Louis Vuitton, denn sie ist nun Markenbotschafterin des französischen Luxushauses. Es ist ein Vertrag, den die meisten Menschen schnell unterschreiben würden.

Zum Glück gibt es noch genug inoffizielle Anlässe, bei denen die Regeln lockerer sind. Zum Glück für junge Marken wie Galvan. „Da wären nicht nur die Golden Globes, sondern auch die After-Party“, sagt Haas. „Nicht nur die Oscars, sondern auch die ‚Vanity-Fair‘-Party, Lunches, Cocktails.“ Auch ein Star will nicht immer dieselbe Marke tragen, selbst wenn er dafür bezahlt wird. „Vielen ist es wichtig zu zeigen, dass sie modebewusst sind“, sagt Katherine Holmgren, die an diesem Nachmittag aus London ins Wohnzimmer von Anna-Christin Haas zugeschaltet ist, über das Facetime-Fenster. „Aber dafür müssen die Stars auch Marken entdecken, darin gesehen werden und mal ein Risiko eingehen.“ Galvan kann niemanden dafür bezahlen, Kleider zu tragen. Aber man kann berühmten Frauen helfen, mal etwas zu riskieren.

Klar also, dass sich auch dieses Label auf die „Award Season“ vorbereitet, in der es darum geht, in wenigen Wochen möglichst viele, möglichst coole Schauspielerinnen einzukleiden, im Haifischbecken zwischen



Die Galvan-Frauen: Katherine Holmgren, Anna-Christin Haas, Sola Harrison, Carolyn Hodler

den großen Marken, zwischen 50 oder 60 anderen Labels – und das ist schon die engere Auswahl. „So baut man Markenbewusstsein auf“, sagt Holmgren. „Unsere Kultur ist so sehr von Prominenten geprägt, dass wir das als junge Marke unbedingt nutzen müssen. In dieser Hinsicht war es vor 20 Jahren vermutlich viel schwieriger.“

Es wäre vermutlich unmöglich, wenn die vier, die zwischen 32 und 38 Jahre alt sind, nicht so gute Kontakte hätten: in New York, wo Holmgren aufwuchs; in L.A., wo Sola mit Dhani Harrison verheiratet ist, dem Sohn von Beatles-Mitglied George Harrison; in London, wo Haas lange für die Mohammed-al-Fayed-Tochter Jasmine Di Milo arbeitete und die Geschäftsführerinnen Carolyn Hodler und Holmgren in der Kunstwelt tätig waren. Auch über ihre Freundeskreise sind sie bestens vernetzt.

Das Vorhaben wäre trotzdem unmöglich, wenn sie es nicht mit so viel Organisation wie Fleiß angingen. Schon Mitte Dezember hat Galvan alle Events der anstehenden Awards-Saison vorliegen, inklusive der Lunches und Cocktails. „Es geht jetzt darum, Samples für Fittings verfügbar zu halten“, sagt Holmgren. Sie schaut in ihrem Facetime-Fenster nach rechts, von Düsseldorf aus gesehen ins Off, in Wirklichkeit auf eine Kleiderstange mit etlichen Modellen. „Die schicken wir heute noch nach L.A. Alles, was wir über Weihnachten nicht brauchen, können sie dort vielleicht schon für Fittings nutzen. Das ist Pre-Fall, wir haben die Stücke gerade erst fotografiert, die hat noch niemand getragen.“

Gerade sind die ersten Nominierungen bekannt geworden, für die Golden Globes und die Oscars. „Wir arbeiten mit einer Agentur in L.A. zusammen, die uns mit der Ausstattung von Prominenten hilft.“ Von der Agentur Sho and Co. haben sie auch die Liste mit den Nominierungen. „In Gelb streichen wir die an, die für uns in Frage kommen“, sagt Holmgren. „Das passiert nämlich gar nicht so oft.“ Viel wahrscheinlicher ist es, dass sich dort Namen finden, die nicht zur Marke passen und gefährlich werden könnten. Galvan sagt schon heute öfter Nein zu einem Star als Ja. Die zweite Überraschung: „Es sind gar nicht so viele bei den Verleihungen, die es auszustatten gilt“, erzählt Holmgren. „Das wusste ich vorher auch nicht. Man kann als Schauspieler natürlich zu solchen Verleihungen gehen, wenn man selbst nicht nominiert ist. Aber das wirkt dann fast schon verzweifelt.“

Die Nominierungen sind für die Schauspieler also doppelt wichtig: um am Ende vielleicht die Ehre zu haben zu gewinnen und um überhaupt guten Gewissens an der Verleihung teilnehmen zu können – und

sich so im Gespräch zu halten. „Weil das über Jahre hinweg stressig sein könnte, ist gut beraten, wer mit einem erfolgreichen Kollegen liiert ist“, sagt Holmgren. „So kann man notfalls als Begleitung auftauchen. Man muss einfach relevant bleiben.“

Wer von Bedeutung ist, bekommt in diesen Tagen über seinen Stylisten ein Award-Pack von Galvan zugestellt, rund 25 Kleider zum Anprobieren. „Wir sind selbst noch dabei, den besten Weg zu finden“, sagt Holmgren. „Aber es hilft vermutlich, wenn wir den Stars zunächst Kleider schicken, die sie erst einmal anprobieren. Danach kann man über Spezialanfertigungen reden.“

So lief es auch bei Sophie Turner. Für die Oscar-Verleihung musste es eine Spezialanfertigung sein, obwohl nur noch wenige Tage Zeit war. „Ihre Maße haben sie uns hier nach Düsseldorf geschickt“, erzählt Assistentin Mira Naurath, die vom Atelier im Souterrain hoch ins Wohnzimmer von Designerin Haas gekommen ist. „Wir machen alle Spezialanfertigungen unten im Atelier.“ Bei einem solchen Kleid mit hohem Extra-Aufwand weiß das Label, für welchen Anlass es gedacht ist. Auch im Leben eines Stars gibt es schließlich genug inoffizielle Veranstaltungen, die nicht okay wären. „Zum Beispiel eine private Geburtstagsparty“, sagt Holmgren. „Wenn man so viel Arbeit in ein Kleid steckt, brauchen wir auch die anschließende Berichterstattung in der Presse, die richtige Berichterstattung.“ Ausnahmen gibt es aber schon, zum Beispiel bei Kleidern, die keine Spezialanfertigungen sind. „Wenn sie bei Instagram auf uns hinweisen, hilft uns das auch“, sagt Haas.

Die Spezialanfertigung überlassen sie dem Star danach gelegentlich als Geschenk. „Als wir zum Beispiel den Jumpsuit für Gwyneth Paltrow gemacht haben, war klar, dass wir ihn ihr auch schenken wollten“, sagt Holmgren. „Aber normalerweise schicken die Stars die Kleider immer zurück, schon deshalb, weil sie ein Kleid, das sie einmal getragen haben, sowieso nicht noch mal verwenden könnten.“ Das Label wiederum, das ist auch klar, kann ein Kleid, das ein Star getragen hat, nie wieder einer anderen Prominenten schicken. Es muss zumindest eine andere Farbe sein.

Auf Basis der Maßangaben von Sophie Turner schnaideten sie im Düsseldorfer Atelier damals innerhalb weniger Tage ein mintfarbenes Abendkleid, mit Schlitz am rechten Bein, der erst knapp unter der Hüfte endet, sowie dem typischen Galvan-Dekolleté (tief, an der Spitze ein schmales V) und mit einem leichten Korsett-Effekt an der Taille für den bestmöglichen Auftritt auf dem roten Teppich. „Im nächsten Moment saß ich mit dem Kleid schon im Flugzeug“, sagt Mira

Naurath. Auf dem Weg nach Los Angeles, zum Fitting. Genauer gesagt: zu mehreren Fittings. Ein einziges würde hier nie reichen. Bei solchen Terminen ist gewöhnlich ein Schneider dabei, in Ausnahmen wie bei den Oscars jemand von der Marke – und natürlich der Stylist.

Die Stylisten werden in diesem System immer mächtiger. Wenn Hollywood als Sprachrohr für eine Marke heute unerlässlich ist, dann ist der Stylist derjenige, der über die Redezeit bestimmt. Nicht umsonst erzählen die Galvan-Frauen, dass Sienna Miller, ihr erster großer Star, zur Premiere von „Foxcatcher“ im Jahr 2014 auch für das damals neue Label so gut zu erreichen war, weil der Kontakt über Freunde lief. Die britisch-amerikanische Schauspielerin arbeitet in London ohne Stylist. „Das war einer der einfachsten Fälle, die wir je hatten“, sagt Holmgren. „Am Abend vor der Premiere schickten wir ihr unsere vier, fünf besten Kleider, eins davon trug sie am nächsten Tag auf dem roten Teppich.“ Das Kleid war silbermetallfarben mit Spaghettiträgern. Sienna Miller konnte sich eben auf ihr eigenes Urteil verlassen. In Los Angeles arbeitet kaum jemand so. „Meist schicken wir Kleider zu den Fittings, die Stylisten organisieren. Das kann alles von einem Monat bis einen Tag im Voraus sein.“ Dazu ist es aber erst mal nötig, diese Menschen überhaupt zu kennen. „Natürlich versuchen wir, eine nette Verbindung zu ihnen zu halten“, sagt Holmgren. „Wenn wir zum Beispiel zufällig in derselben Stadt sind, schauen wir, ob wir sie zu Drinks oder einem Abendessen treffen können. Aber Stylisten haben leider so gut wie nie frei.“

So lud das Label Anfang vergangenen Jahres zu einem Abendessen in ein Privathaus in den Hollywood Hills ein, zusammen mit der Style-Boutique Opening Ceremony und dem Kristallhersteller Swarovski. „Viele waren zu der Zeit so kurz vor den Verleihungen schon derart beschäftigt, dass sie an dem Abend nicht kommen konnten.“

Nach drei Jahren im Geschäft kennen die vier Frauen einige Stylisten gut genug, um zumindest zu erahnen, was sie mögen. Denn wenn das Kleid dem Stylisten nicht zusagt und er seinem Star davon abrät, dann wird der kaum den Mut haben, es trotzdem zu tragen. „Im Vergleich zu meiner Zeit bei Jasmine Di Milo ist der Stylist in den vergangenen zehn Jahren immer wichtiger geworden“, sagt Haas. „Es läuft vor allem über ihn.“ Die Stylisten arbeiten längst nicht mehr hinter den Kulissen. Sie bestimmen die Kulisse. „Die Stylisten behalten nach dem Fitting die Kleider, die ihnen gefallen“, sagt Holmgren. „Dann kann man nur noch hoffen, dass das eigene Kleid einen Auftritt

haben wird. Bis dahin sind das ungelegte Eier, auf die man sich nie verlassen darf.“

Im Fall von Sophie Turner hatte Galvan zumindest die Sicherheit, dass die britische Schauspielerin ein Kleid der Marke tragen würde. So knapp vor den Oscars treffen selbst Stars, die an die Sprunghaftigkeit in Hollywood gewöhnt sind, solche Spontanentscheidungen nicht leicht.

Am Freitag, dem 26. Februar, landete Mira Naurath in L.A. Das Wochenende verbrachte sie vornehmlich im Hotelzimmer mit Sophie Turner sowie einem Team aus Stylisten, Fotografen – und Anna-Christin Haas über Facetime. „Ich saß das ganze Wochenende über hier im Wohnzimmer mit dem Handy vor der Nase“, sagt Haas.

Das Kleid muss schließlich von allen Seiten aus toll wirken. Und es muss am Ende auch zweidimensional gut aussehen: auf Papier und auf kleinen Handy-Bildschirmen. Insofern war die Facetime-Session nicht nur für das Urteil der Designerin hilfreich, sondern auch für den abschließenden Eindruck auf Instagram. „Wann immer Stylisten Bilder von ihren Stars beim Fitting in den Kleidern schicken, um zu zeigen, was noch geändert werden soll, dann ohne Köpfe“, sagt Holmgren. Die Gefahr, dass unvorteilhafte Bilder kursieren, ist zu groß. „Wir bekommen Bilder der Celebritys von vorne und von hinten zeigen, aber ohne Köpfe.“ Und es gibt schon einen Grund, weshalb man die korsettartige Taille in Hollywood noch immer schätzt. „Alles, was ein bisschen zu weit ist, lässt einen auf Bildern kräftiger aussehen, als man eigentlich ist.“

Mira Naurath probte mit Sophie Turner an diesem Wochenende auch, wie sie in dem Kleid am besten steht, wie sie die Hände in die Taille legt, in welchem Winkel sie das Bein unter dem Schlitz hervorstreckt. Als Angelina Jolie vor fünf Jahren zu den Oscars ihr legendär geschlitztes Kleid trug, hatte sie die Pose des von sich gestreckten Beins mit hoher Wahrscheinlichkeit vorab einstudiert. „Es kamen öfter mal Sicherheitsmänner mit sündhaft teurem Schmuck“, erzählt Naurath. Und klar ging es auch darum, welche Schuhe Sophie Turner zum Kleid trägt und welche Tasche. Die Schauspielerin blieb trotzdem entspannt. „Sie sagte, was ihr gefalle, was nicht, darauf konnten wir uns gut einstellen.“

Dann war es so weit. Sonntagnachmittag in Los Angeles. Bis zur letzten Pose hatten sie alles besprochen. „Plötzlich winkte Sophie Turner in die Kamera“, erinnert sich Haas, bei der es dann schon auf spätabends zuging. „Sie rief: ‚I’m going to the Oscars now‘, als könne sie es selbst nicht glauben.“ Und weg war sie. Im Auto, auf dem Weg zu den Oscars, in einem Kleid von Galvan. ◀



2016: Jordana Brewster bei den „Instyle Awards“ in L.A.



2016: Gwyneth Paltrow bei einer Party der Beauty-Marke La Mer



2016: Anna Maria Mühle bei der Bambi-Verleihung

Angelenos

Sie sind Architekten, Schriftsteller, Musiker – oder alles auf einmal. Aus Bindestrich-Karrieren wird hier oft ein Bilderbuch-Leben. Acht Besuche bei Bewohnern dieser Stadt.

Von *Esmá Annemon Dil*
Fotos *Mark Leibowitz*



Sie nennen es Design-Archäologie: Lorca Cohen, die Tochter von Leonard Cohen, und Greg Wooten

LORCA COHEN UND GREG WOOTEN

„The Window“ liegt an der Melrose Avenue in Hollywood, wo sich ein sehenswerter Antiquitätenladen neben den anderen reiht. „The Window“ ist das Geschäft von Lorca Cohen und Greg Wooten, obwohl der Name gleich zweimal gestohlen wurde, wie Lorca Cohen sagt. „Ich habe die Idee der Fotografin Dominique Issermann geklaut, die ihr Geschäft in Frankreich wiederum nach dem Song meines Vaters benannt hatte.“ Lorca Cohen freut sich schon, der ehemaligen Partnerin ihres Vaters Leonard Cohen dieses Geständnis endlich gedruckt zu zeigen.

Die Art-Déco-Architektur dieser Version von „The Window“, die hohen Decken und die eklektisch zusammengestellten Möbel und Objekte des 20. Jahrhunderts beeindrucken jedenfalls die meisten Besucher, obwohl die oft selbst Sammler oder Innenarchitekten sind.

Wir sitzen vor einer überdimensionierten Marlboro-Mann-Skulptur, die an Richard Prince erinnert. Cohen und Wooten erzählen, dass sie bald nach ihrem ersten Treffen im Jahr 2006 feststellten, lieber gemeinsam auf die Suche gehen zu wollen. Damals handelte er in New York mit Antiquitäten und sie in L.A.

Noch immer gehe es darum, auf Auktionen, Flohmärkten in aller Welt und online Stücke zu finden, die sich vom Überfluss des Angebots abheben, mit denen sie selbst gern leben würden. Auch wenn die beiden gelegentlich Möbel und Skulpturen nach Namen kaufen, interessieren sie anonyme Fundstücke von außerordentlicher Qualität meist mehr. „Design-Archäologie“ nennt Wooten das. 2015 gründeten die beiden Sammler zudem mit befreundeten Antiquitätenhändlern das Auktionshaus Billings in einer Lagerhalle in Downtown. Den Namen haben sie sich aber selbst ausgedacht.



„Es zieht jetzt viele Kreative aus aller Welt hierher“: Rosetta Getty, Ehefrau von Schauspieler Balthazar Getty, führt seit knapp drei Jahren von L.A. aus ihre Modemarke.

ROSETTA GETTY

In der von Zitrusbäumen gesäumten Einfahrt, die nicht weit von den legendären Clubs des Sunset Boulevard liegt, werden gerade Autos poliert. Wir versuchen uns für eine Foto-Location zu entscheiden, bevor die Sonne untergeht. Fast alle Räume geben den Blick über die Stadt auf den Pazifik frei. Man versteht, dass Rosetta Getty ihr Designstudio nicht wie viele andere Modetags in Downtown, sondern zu Hause bei ihren vier Kindern eingerichtet hat. Ihre Stilsicherheit spiegelt sich in der Gestaltung der Zwanziger-Jahre-Villa und in ihren gut durchdachten Kollektionen. 30 Jahre Erfahrung in der Modeindustrie helfen. Vor dem Launch ihres Labels Rosetta Getty vor knapp drei Jahren hatte sie die Kindermarke „Rosetta Millington“ etabliert und Abendkleider für „Riser Goodwyn“ gefertigt.

Vom Stil her würde Ihr Label gut nach New York oder Paris passen, die Kollektionen sind anspruchsvoller als der typische Westcoast-Look. Was beeinflusst Sie?

Kunst. Von Land Art und Skulptur bis hin zu Tanz. Fürs Frühjahr 2017 habe ich mich mit Filz-Installationen von Robert Morris beschäftigt. Ich tauche in bestimmte Bewegungen ein, zur Zeit in Post Internet Art. Jede Kollektion ist eine Fortsetzung der vorangegangenen, nicht thematisch, aber in der Entstehungsart.

Was empfinden Sie als Ihr wichtigstes Talent? Meine Begabung für Gestaltung im Allgemeinen. Ich bin gut darin, Konzepte in Beziehung zueinander zu setzen und verstehe, wie Objekte im Raum interagieren.

Beschäftigen Sie sich auch mit Architektur in Los Angeles?

Ja. Es gab so viele geniale Architekten in L.A., die moderne Ästhetik geprägt haben. Mein Favorit ist Rudolph Schindler. Ich schaue mir oft seine Arbeiten an, wenn ich mit etwas Neuem beginne.

Können Sie auch ein paar Frauen hervorheben, deren Stil Ihnen besonders gefällt? Nur bitte keine Schauspielerinnen.

Es gibt so viele, unter ihnen Annina Mislin, Asia Chow, Gia Coppola, Lauren Howell oder Lisa Love.

Wo finden Sie Dinge, die Ihnen gefallen? Neue Mode bei Gratus, The Line und Just One Eye. Kuratierte Vintage-Stücke bei Resurrection. Interiors bei Galerie Half und JF Chen. Kunst zum Beispiel bei Regen Projects, Sprüth Magers oder Hauser, Wirth & Schimmel.

Sie sind in L.A. aufgewachsen. Was hat sich seitdem besonders verändert? Vor allem die Mode- und Kunstwelt. Natürlich gab es John Baldessari, Ed Ruscha, Larry Bell und Calarts. Aber jetzt ziehen viele Kreative aus aller Welt nach L.A.

Viele Künstler siedeln sich im Osten der Stadt an. Interessiert Sie diese Szene? Ich bin an der Eastside aufgewachsen und besuche gern die Studios, aber auch die neuen Galerien Downtown. In der Gegend hat Kunsthandwerk Tradition. Ein Beispiel ist Peter Shire und Echo Park Pottery.

Zur Zeit beschäftigen sich viele mit Keramik. Sie sind in Silver Lake aufgewachsen und – typisch für das Kalifornien der Sechziger und Siebziger – in einer spirituellen Community. Wie hat Sie das beeinflusst? Ich denke, dass ich dadurch aufgeschlossener und kreativer bin. Ich versuche das an meine Kinder weiterzugeben und erlaube ihnen, sich ausführlich mit ihren persönlichen Interessen zu beschäftigen.

Was glauben Sie, wie sich die Generation Ihrer Kinder von unserer unterscheiden wird? Die Generation beginnt auf einem ganz anderen Bewusstseins-Niveau. Über soziale und digitale Medien erfahren sie alles über die Welt, ob sie wollen oder nicht. Sie lernen schnell, sind flexibel und haben einen Instinkt für Dinge, die sich unter der Oberfläche verbergen. Als hätten sie einen sechsten Sinn. Sie sind offener, Erfahrungen und Ressourcen mit anderen zu teilen, vielleicht weil sie das Konzept der Online-Follower und der Sharing-Economy verinnerlicht haben. Das finde ich erfrischend.

BETTINA KOREK

Kein Wunder, dass L.A. als Ort für Künstler immer beliebter wird, sagt Bettina Korek. „Alle Vorurteile stimmen: Wir haben hier viel Platz und sind offen für Neues.“ So können Künstler Raum für Experimente finden, neue Galerien und Museen, leere Plätze und Gebäude. In Downtown machen Häuser, Wirth & Schimmel und das neue Museum The Broad dem inzwischen interessant kuratierten Museum of Contemporary Art (MOCA) Konkurrenz. Korek selbst hatte den Newsletter „For Your Art“ gegründet, als die Kunstszene in L.A. gerade zu wachsen begann, als Downtown noch ein Stadtteil war, den man höchstens ansteuerte, um etwas Amtliches zu erledigen.

Sie arbeitete im Los Angeles County Museum of Art (LACMA), das einen besseren Ruf hatte als das damals noch sehr leere MOCA. Korek erinnert sich, dass Freunde regelmäßig die Standorte der Museen verwechselten und keinen Überblick über Vernissagen und alternative Happenings hatten. So begann sie im Jahr 2006 mit „For Your Art“, als Ableitung der Phrase: For Your Information. Mit anfangs zwei

oder drei Events pro Woche war der Kalender mehr als überschaubar. Doch die Szene entwickelte sich schnell. Inzwischen kämpfen L.A. und New York um den ersten Platz unter den Kunstmetropolen.

Bettina Korek, die 1978 geboren wurde, scheut keine popkulturellen Referenzen und respektiert trotzdem die Arbeit von Künstlern und Kuratoren. Das macht sie in der Museumswelt einzigartig. So gelingt es ihr, die akademische Ernsthaftigkeit eines Hans Ulrich Obrist zugänglich zu machen oder Leute mit einem rund um die Uhr geöffneten Pop-up-Store kuratierter Donuts auf den Geschmack von Christian Marclays 24 Stunden langer Film-Installation „The Clock“ zu bringen.

Mit der kreativen Szene ist auch ihr Newsletter gewachsen. Ihn vollständig abzurufen schafft nicht mal Korek selbst. Inzwischen empfiehlt sie 20 bis 30 Events pro Woche: vom langfristig geplanten Museums-Opening zur Garagen-Performance eines jungen Künstlers. Auch wenn sie nur einen Bruchteil der Veranstaltungen empfehlen könne, sei es ihr wichtig, das Spektrum abzubilden – als Schnappschuss künstlerischer Vielfalt.



FYI: Bettina Koreks Newsletter FYA ist wie ein Schnappschuss der Kunstwelt in Los Angeles.

Angelenos



Ziggy Marley bereitet Smoothies vor. Morgen könnte er den achten Grammy überreicht bekommen.

ZIGGY MARLEY

Ein Security-Guard winkt durch die Einfahrt. Der Weg führt vorbei an den Häusern von Jennifer Lawrence, Cameron Diaz, Nicole Kidman, Penelope Cruz, Javier Bardem, Ashton Kutcher und Mila Kunis zum Haus von Ziggy Marley. Auch wenn man den Sohn von Bob Marley (und Gewinner von sieben Grammys) eher in einer alternativen Gegend wie Laurel oder Topanga Canyon statt in Beverly Hills vermutet hätte – die Atmosphäre im Haus ist herzlich und entspannt.

Die Schwiegermutter begleitet ihren jüngsten Enkel bei den ersten Schritten, und Ziggy Marleys Frau Orly bringt Obst und Gemüse in die Küche, die sie im eigenen Garten geerntet haben. Orly, die israelische und jüdisch-persische Wurzeln hat, machte früh Karriere als Schauspiel-Agentin bei William Morris Endeavor; jetzt kümmert sie sich vor allem um ihre vier Kinder. Wie so oft in diesen Tagen kommt auch Donald Trump zur Sprache. Hier kann keiner fassen, wie das passiert ist. In Los Angeles leben mehr unterschiedliche Kulturen als in jeder anderen amerikanischen Stadt. Anders zu sein ist hier gut.

Entsprechend hat Ziggy Marley nie versucht, seinen jamaikanischen Akzent abzulegen. „Love is the answer“, sagt er. „Die Revolution muss im Herzen der Menschen geschehen und nicht von außen kommen.“ Er glaubt nicht, dass man die Welt mit Parteien verbessern kann, die schnellen politischen Wandel versprechen. Meistens lächelt er still wie jemand, der den Film schon mal gesehen hat, und weiß, dass am Ende alles gut ausgehen wird. Wann immer man Zweifel äußert, betont er, wie wichtig es sei, selbstbewusst ans Positive zu

glauben. Ihm dienen Religionen als Basis der Spiritualität. Aber er versuche offen, hoffnungsvoll und lernbereit wie ein Kind zu bleiben und sich nicht einschränken zu lassen. Auch nicht von der Rolle als Musiker und Produzent.

Was immer ihn gerade beschäftigt, wird als Projekt in die Tat umgesetzt, ohne Coolness-Zwang oder Profitdenken. So entstanden eine Reihe von aromatisierten Bio-Kokosölen, das Kinderbuch „I love you too“, der Superhero-Comic „Marijuanaman“ und zuletzt das Kochbuch „Ziggy Marley and Family Cookbook“.

Die meisten Rezepte darin kommen mit wenigen simplen Zutaten aus. Sie sind von der Rastafari-Küche Ital, aber auch kalifornisch beeinflusst. Da wären zum Beispiel karibische Salsa, mit Chia- und Leinsamen angereicherte Pfannkuchen, die er mit seinen Kindern „Mancakes“ taufte. Was nicht in seinem Garten wächst, kauft Ziggy Marley selbst auf Märkten oder im Bio-Supermarkt Erewhon ein.

Auch der improvisierte Smoothie, den er fürs Foto gemacht hat, schmeckt richtig gut. Zum Abschied schenkt er jedem von uns sein neues Album, für das er am 12. Februar vielleicht seinen achten Grammy überreicht bekommen wird. Er lächelt beim Hinausgehen, und man fragt sich, ob man mit ihm überhaupt streiten könnte.

Und: Welche Fragen würde er selbst gern mal beantworten? Er bleibt stehen und überlegt. „Lassen Sie mich ein paar Fragen stellen: Warum erlaubt die Mehrheit, die in Frieden leben will, einer Minderheit, Kriege anzustiften? Was hält uns davon ab, unsere Probleme zu lösen? Und warum können Menschen nicht erkennen, dass alles, was uns trennt, irrelevant ist?“

PAMELA SHAMSHIRI

Als Interior-Designerin hat Pamela Shamshiri überall auf der Welt, aber besonders in Südkalifornien, Orte geschaffen, die zu Attraktionen wurden. Neben Privathäusern gehört dazu auch der Laden Opening Ceremony sowie die Ace-Hotels in Palm Springs und Downtown Los Angeles. Seit 2004 hatte sie zusammen mit ihrem Bruder Ramin Shamshiri, Roman Alonso und Steven Johanknecht die Designfirma Commune etabliert. Vergangenes Jahr hat sie die Firma verlassen, um mit Ramin das Studio Shamshiri zu gründen. Inzwischen arbeiten 20 Architekten, Interior- und Grafikdesigner an Projekten in großen amerikanischen Städten sowie an Hotels in Puerto Rico und New Orleans und einem Anwesen in Napa Valley.

Sie haben innerhalb weniger Monate 20 außergewöhnlich kreative Mitarbeiter für Ihr Atelier finden müssen. Was sollte jemand mitbringen, damit Sie auf ihn oder sie aufmerksam werden?

Das war nicht einfach. Am Anfang mussten wir das Team öfter verändern, aber nach einem knappen Jahr habe ich jetzt das Gefühl, dass es passt. Neben den offensichtlichen Begabungen gefällt es mir, wenn jemand nicht unbedingt auf sein Spezialfach festgelegt ist, sondern interdisziplinär, ganzheitlich und unternehmerisch arbeiten kann.

Sie arbeiten seit vielen Jahren mit Ihrem Bruder Ramin Shamshiri zusammen. Familienbetriebe haben ja so ihre eigenen Vorzüge und Nachteile.

Es hilft, dass unsere Aufgaben klar definiert sind. Es ist toll, jetzt wieder allein eine Firma mit ihm zu haben. Mein Bruder ist wirklich wunderbar und warmherzig und steht mir immer zur Seite, egal was passiert. So wie mein Vater.

Hat Ihre Familie Ihren Stil geprägt?

Auf jeden Fall. Wir sind in Iran aufgewachsen, wo mein Vater ein Möbelgeschäft mit italienischen Designs aus den Sechzigern und Siebzigern besaß. Außerdem gaben meine Eltern immer tolle Parties. Inzwischen leben sie in Teheran und Rom.

Sie haben als Set-Designerin begonnen, das heißt Kulissen geschaffen, die eine Geschichte erzählen. Spiegelt sich das noch heute in Ihren Konzepten?

Ja. Freistehende Ästhetik ist langweilig, interessantes Design erzählt eine Geschichte und schafft eine emotionale Erfahrung.

Ich könnte mir vorstellen, dass Kunden am Anfang wilde Ideen äußern, dann aber, wenn es um die Umsetzung geht, kalte Füße bekommen. Wie bewahren Sie sie davor, die Entwürfe zu verwässern?

Am besten lässt man ihnen keine Zeit dazu. Wir versuchen hochkonzentriert und in größeren Teams zu arbeiten, um die Konzeptphase innerhalb von vier bis acht Wochen abzuschließen.

Was machen Sie, wenn ein Kunde die Architektur eines Hauses komplett verbiegen will, zum Beispiel aus einem Midcentury-Haus eine französische Villa plant?

So einen Auftrag würde ich nicht akzeptieren. Die Architektur zu respektieren ist mir wichtig. Das hört sich jetzt vielleicht verrückt an: Aber zuerst versuche ich dem Haus zuzuhören und es zu verstehen.

Was möchten Sie in einem Raum betonen und was lieber verbergen?



Pamela Shamshiri in ihrem Haus in Laurel Canyon, dem „Schindler-Haus“ des Architekten Rudolph Schindler

Ich mag es, wenn man nicht weiß, woher das Licht kommt. Deshalb fliegen beim Abriss erstmal alle LED-Einbauleuchten aus der Decke. Die sind schrecklich. Dann konzentriere ich mich auf die Fenster. Ich bin claustrophobisch, deshalb muss der Blick durch den Raum großzügig sein und eine Aussicht nach draußen freigeben.

Was geschieht, nachdem Sie die Struktur des Gebäudes optimiert haben?

Dann entwickeln wir die Einrichtung. Auch wenn wir das schnell zusammenstellen können, sollte sie aussehen wie über viele Jahre durch Reisen, Zufallsfunde und Erbstücke zusammengetragen. Und sie soll die Persönlichkeit der Bewohner reflektieren. Wir finden diese individuellen Stücke oft auf Auktionen oder bei Antiquitätenhändlern, um zu vermeiden, dass es aussieht, als ob es neu und in einem

Schwung im Pacific Design Center gekauft wurde.

Mode und Interior-Design haben oft das gleiche Problem: Wenn sie zu trendy wirken, sind sie auch schnell passé. Was macht Design wirklich gut und damit zeitlos?

Auch wenn man sich inspirieren lässt, ist jedes Haus von seiner Lage, dem Blick und dem Gefühl her individuell. Man sollte nicht einfach ein beliebtes Stilelement von einem Bauprojekt ins andere kopieren, sondern eine eigene Perspektive entwickeln. Wahrscheinlich kommt es auf die Begabung und Aussagekraft des Designers an.

Sie sind bekannt dafür, in der Bücherei nach Bildbänden zu suchen, deren Fotos noch nicht auf Pinterest oder Instagram veröffentlicht wurden.

Stimmt. Natürlich bedienen wir uns und unsere Kunden auch online, aber das Besondere, das unsere Designs vom gewohnten Geschmack unterscheidet, bekommt man so nicht. Ich habe gerade wieder ein paar alte Bücher zurückgebracht.

Was machen Sie bei kreativen Blockaden? Dagegen habe ich ein gutes Rezept. Ich frage mich: „Was erwartet man von mir? Und wie könnte ich das Gegenteil davon bestmöglich gestalten?“ Den Trick habe ich von dem Fotografen Dewey Nicks.

Kennt Ihr Team diesen Trick? Natürlich. Die Technik, das Gegenteil zu machen, nennen sie „shammen“, von Shamshiri und dem Wort „sham“, der Vortäuschung. Allerdings wissen sie nie, mit was genau ich sie überraschen werde.

MANDY KAHN UND CHARLOTTE TASCHEN

Diese Freundschaft haben wir gestiftet. Die Dichterin Mandy Kahn und die Schauspielerin, Galeristin und Hobby-Kampfsportlerin Charlotte Taschen haben sich erst durch dieses Gespräch kennengelernt. Kahns Bücher und Libretti wurden vom „New Yorker“, der „New York Times“ und der „LA Times“ hochgelobt. Taschens Ausstellungen zu den Bildbänden über David Bowie oder David Hockney haben die Galerie der Verleger-Familie Taschen relevant gemacht.

Kahn: Bei der Hockney-Retrospektive in der Londoner Tate ist mir klargeworden, wie weitreichend die Vorstellungskraft und das Talent dieses Künstlers sind.

Taschen: Er sagte, er habe sich noch nie einen Tag freigenommen.

Kahn: Ich gehe eher durch Phasen, in denen ich mich für ein neues Buch mit nur einem Thema beschäftige, das kann Mathematik sein, klassische Musik, was immer mir in den Sinn kommt. Dann gibt es die Phasen, in denen ich Abstand von allem nehme. Für mich ist es wichtig, drei Monate im Jahr in der Natur zu leben.

Taschen: Du meinst: zu reisen?

Kahn: Ich reise sehr gerne. Aber in dem Fall geht es mehr um die Verbundenheit

mit der Natur, zum Beispiel in einem verlassenen Dorf in Schottland. Vergangenen November bin ich allein mit dem Auto zu den Pipeline-Demonstrationen nach Standing Rock in North Dakota gefahren.

Taschen: Das war bestimmt keine angenehme Strecke, an all den Trump-Schildern vorbei. Meine Stiefmutter hat auch mit demonstriert, das fand ich gut. Mein Vater und sie leben ebenfalls in L.A.

Kahn: Aber du bist in Deutschland geboren. Was hat dich nach L.A. gebracht?

Taschen: Ich bin in Köln aufgewachsen und habe Betriebswirtschaft studiert. Trotzdem konnte ich die Schauspielerei nicht aus dem Kopf bekommen und wollte es wenigstens mal probieren. Das war vor fünf Jahren. Jetzt bin ich 27 und praktisch hier erwachsen geworden.

Kahn: Ich bin so froh, nach dem College in meine Heimatstadt zurückgefunden zu haben. In L.A. gibt es eine wunderbare Kultur des kreativen Austauschs. So viele talentierte Künstler arbeiten hier zusammen an Projekten, und man kann das Leben freier gestalten. Hast du auch diese Großzügigkeit erlebt?

Taschen: Nicht so wie du. In meiner Position besteht immer ein gewisses Abhängigkeitsverhältnis. Wenn ich für die Taschen-

Gallery Ausstellungen organisiere, entscheide ich über Programm und Gästelisten. Im Gegenzug bin ich als Schauspielerin beim Vorsprechen auf die Entscheidungen Anderer angewiesen. Dieses machtlose Warten kann qualvoll sein.

Kahn: Schauspieler werden beurteilt und abgelehnt, man ist ständig gezwungen, sich Gedanken über sich selbst zu machen, das führt auf einen spannenden Weg. Ich war vor ein paar Jahren über mehrere Monate krank und konnte nichts tun – außer mir selbst gegenüber eine liebevolle Haltung zu entwickeln, die mich stützte.

Taschen: Dazu gehört es, sich selbst zu respektieren, auch wenn es schwer fällt.

Kahn: Wie kommst du damit klar, zwei unterschiedliche Berufe zu haben?

Taschen: Eigentlich gefällt mir das Umschalten ganz gut. Das tägliche Galeriegeschäft war aber ein Vollzeitjob und nebenbei nicht mehr zu schaffen. Seit meine Schwester vergangenes Jahr Geschäftsführerin von Taschen geworden ist, was mich gefreut hat, kann ich mich auf Projekte in der Galerie und auf die Schauspielerei konzentrieren.

Kahn: Ich mag die Bindestrich-Karrieren hier. Yogalehrer-Schauspieler-Drehbuchautor. Dichter-Maler-Barrista.

Taschen: Ich habe das Gefühl, dass man sich anderswo, in Paris oder London, stärker festlegen muss, um ernstgenommen zu werden.

Kahn: Hier setzen sich die Leute nicht gegenseitig Grenzen. Man kann sich selbst aussuchen, wie man lebt und arbeitet. Ich bin am glücklichsten, wenn ich zu etwa 70 Prozent an langfristigen Buchprojekten arbeite und zu 30 Prozent an schnelleren Kooperationen mit anderen Künstlern.

Taschen: Was hat dich bisher als Künstlerin die größte Überwindung gekostet?

Kahn: Meine Schüchternheit loszuwerden. Ich hatte das Gefühl, dass das Studium ein kalter, harter Nährboden war. Die Atmosphäre in L.A. ist wärmer und weicher. Es ist ein sicherer Ort, um zu wachsen. Ich hatte mal eine Lesung im Berliner Buchladen Motto. Da hatte ich den Eindruck, dass Berlin auch so eine offene Stadt ist.

Taschen: Ja. Ich bin öfter dort, um meine Mutter und meine Schwester zu besuchen. Eigentlich würde ich gern mehr Zeit dort verbringen. Es wäre wahrscheinlich sogar etwas leichter für mich, in Deutschland zu arbeiten. Andererseits versuche ich bewusst dagegen anzugehen, es mir zu gemütlich einzurichten, da mir Bequemlichkeit nicht guttut. Im Moment fühlt es sich richtig an, für etwas zu kämpfen.



In einer eigenen Welt: Tasya van Ree in ihrem Apartment, das Zuhause und Atelier ist

TASYA VAN REE

Tasya van Ree wird zu Recht als visuelle Dichterin beschrieben. Aber mit der Künstlerin konkret über ihre Projekte zu reden, das klappt weniger gut. Besser, man schaut sie sich auf Instagram an. Tasya van Ree gehört jedenfalls nicht zu den Künstlern, die großes Interesse daran haben, ihre Arbeiten zu erklären. Wir besuchen sie in ihrem Wohn-Studio, wo Tusche, Öl und Graphitstifte ordentlich auf dem Zeichenpult angeordnet sind. An der Wand lehnen ihre poetischen Schwarz-Weiß-Fotografien sowie einige Zeichnungen und Bilder.

Den fließenden Formen der Natur setzt sie scharfkantige Geometrie entgegen. So sind ihre präzisen und eleganten Pinselstriche leicht wiedererkennbar. „Ich bin in Hawaii aufgewachsen, sehr naturverbunden“, erzählt van Ree. „Dadurch habe ich festgestellt, dass alles, was wir produzieren, ein künstliches Nebenprodukt ist und damit Illusion.“ Einer dieser typischen Tasya-van-Ree-Sätze.

Ihre Einrichtung ist auf so wenige Elemente reduziert wie ihr androgyner Kleidungsstil. Ein Hut gehört aber trotzdem immer dazu. Mehr als 50 Hüte hat sie schon gesammelt, darunter ist auch ein Klassiker, den die Künstlerin für Stetson selbst entworfen hat.

Solche Projekte mit anderen Kreativen und Marken entstehen oft zufällig, da Tasya van Ree sich nicht auf eine Rolle festlegen lässt und ihren Gestaltungsprozess deshalb als „nicht-linear“ beschreibt.

Wenn sie nicht an einer Ausstellung arbeitet (wie zuletzt mit dem Filmregisseur David Lynch oder dem Luxushotel Chateau Marmont), filmt und fotografiert sie Kampagnen. Oder sie steht selbst vor der Kamera als Model. Strategische Überlegungen interessieren sie dabei weniger: „Ich habe immer versucht, eine Co-Abhängigkeit von den Konzepten anderer oder von Institutionen zu vermeiden“, sagt Tasya van Ree. „Es geht mir darum, meine eigene Welt zu erschaffen.“

Angelenos



Seit diesem Interview gut befreundet: Mandy Kahn, Autorin und Künstlerin (links), sowie Charlotte Taschen, Galeristin und Schauspielerin

LINDSAY UND RAAN PARTON

Wir sind an einem Samstagmorgen mit Lindsay und Raan Parton in ihrem Laden Alchemy Works verabredet, sind aber etwas zu früh und trinken nebenan im Coffee-Shop Blacktop einen Mandelmilchkaffee. Die Aufbauarbeiten für ein Straßenfest und die Anlieferung eines neuen Kunstwerks in der Galerie Hauser, Wirth & Schimmel blockieren die Straße; Mitarbeiter der Partons hängen Aquarelle für eine improvisierte Kunstausstellung auf. Hier, im Arts District in Downtown, scheint es immer einen Grund zu geben, bei Foodtrucks und Musik zusammenzukommen, und sei es nur, dass, wie neulich, die besten Halloween-Kostüme für Hunde und ihre Besitzer gekürt werden.

Auch wenn die Obdachlosen nur ein paar Blocks entfernt sind, hat sich die Gegend mit vielen neuen Künstlerlofts und Luxusapartments in den vergangenen Jahren stark verändert. Raan Parton und sein Bruder Shea gehörten zu den ersten, die das erkannt haben, als sie sich vor sechs Jahren mit ihrem sozial und ökologisch korrekten Herrenmodelabel Apolis hier niederließen.

Auch im Multibrandstore Alchemy Works, der im Herbst 2013 eröffnet wurde, stimmt die Auswahl der Mode und Home-Accessoires ästhetisch wie ethisch. Die Partons können oft genug von persönlichen Begegnungen erzählen, die zu den Stücken passen, auch wenn es um das Vintage-Auto geht, das in der Mitte des Raums geparkt ist und zu den persönlichen Favoriten Raans gehört.

Im Lauf des Vormittags führt er uns zu seinem Mercedes-Oldtimer auf einem verlassenen Parkdach. Es geht vorbei an mit Graffiti besprühten Häusern, zu denen er Großstadtmythen erzählen kann. So erfahren wir, wo ein Kokaindealer in den Achtzigern erschossen wurde oder ein Punkmusiker kollabiert ist. Es hat seinen Sinn, dass Alchemy Works auch „Neighborhood Clubhouse“ genannt wird.



Zu verkaufen: Der alte Käfer gehört zum skurrilen Angebot von Lindsay und Raan Parton bei Alchemy Works.

W er dieser Tage das Celebrity Centre der Scientologen in Hollywood betritt, steht unter ständiger Beobachtung. Der uniformierte Wachmann, der die Schwingtür zu dem früheren Château Élysée öffnet, einem Gebäude im Stil eines französischen Schlosses aus dem 17. Jahrhundert, fragt wie beiläufig nach dem Wohnort und dem Namen. An der holzgetäfelten Rezeption übergibt er den Gast an die Empfangsdame.

„Sind Sie zum ersten Mal hier? Möchten Sie eine Führung?“, fragt die Mitzwanzigerin. Die Antwort, nur im Café am Rosengarten der Anlage einen Cappuccino trinken zu wollen, stößt auf taube Ohren. Nach dem ersten Schluck aus dem Pappbecher steht schon Luke am Tisch.

Er sei hier, um der Besucherin das siebenstöckige Anwesen zu zeigen, das in Los Angeles auch „Château Scientology“ genannt wird. Fragen nach den prominenten Gästen des Celebrity Centre weicht er aus. Hatte Katie Holmes das Centre vor der Hochzeit mit Tom Cruise nicht fast täglich besucht, um sich in die Lehre des Scientology-Gründers L. Ron Hubbard einführen zu lassen? Und welche Stars stehen jedes Jahr für die traditionelle Weihnachtsshow an der Franklin Avenue auf der Bühne? Aber zu Celebritys, die von Hubbard früher als „Communicators“ seiner Ideen zu dem galaktischen Herrscher Xenu gepriesen wurden, sagt Luke nichts.

„Prominente sind zu einer Last für Scientology geworden. Viele verlassen die Kirche“, sagt der Blogger Tony Ortega über die Zurückhaltung. Der amerikanische Journalist, der auf seiner Website „The Underground Bunker“ täglich über die Organisation berichtet, hatte im Sommer 2013 als Erster den Bruch der Schauspielerin Leah Remini mit der Organisation vermeldet. Die New Yorkerin kehrte Scientology damals scheinbar unerwartet den Rücken, um ihrer neun Jahre alten Tochter Sofia Verhöre mit Hilfe des „E-Meters“, einer Art Lügendetektor zur Aufdeckung persönlicher Schwächen, zu ersparen.

Wie Tony Ortega sagt, garte der Zwist aber schon seit Jahren: „Leahs Ernüchterung über die Kirche setzte bei der Hochzeit von Tom Cruise im November 2006 ein. Sie eckte damals mit Fragen nach Shelly Miscavige an, der Ehefrau des Scientology-Führers David Miscavige.“ Obwohl Shelly

MISSION IMPOSSIBLE

In den Fünfzigern eröffnete L. Ron Hubbard die Jagd auf Hollywood-Prominente. Doch die guten Zeiten sind vorbei. Inzwischen laufen Scientology die Mitglieder davon. *Von Christiane Heil*

Miscavige dem „Mission: Impossible“-Darsteller angeblich geholfen hatte, Katie Holmes bei einer als Casting kaschierten Brautschau kennenzulernen, fehlte sie bei der Hochzeitsfeier auf Schloss Odescalchi bei Rom.

„Die Reaktion der Kirche, als sie nach Shelly fragte, schockierte Leah“, erinnert sich Ortega. Auf angebliche Beschwerden einiger Gäste folgte eine Abmahnung durch die Scientology-Führung. Eine Vermisstenanzeige, die Remini im Sommer 2013 für Michele „Shelly“ Miscavige aufgab, wurde als unbegründet abgetan. „Das Ganze stellte einen weiteren bizarren Versuch durch Frau Remini dar, den Führer der Kirche und seine Frau zu belästigen“, wetteten die Scientologen ungewohnt öffentlich gegen die Schauspielerin.

Bis zu den Spannungen in Bracciano galt Remini als Vorzeige-Scientologin. Die

Schauspielerin, die in der Serie „The King of Queens“ neben Kevin James als schnippische Rechtsanwaltsgehilfin Carrie Hefernan vor der Kamera stand, wuchs als Tochter der Lehrerin Vicki Marshall auf, eines Sektenmitglieds des höchsten Levels OT VIII. Als Jugendliche zog Remini für ein Jahr von Los Angeles nach Florida, um für L. Ron Hubbards Elitetruppe Sea Org zu arbeiten. Ein Jahr nach der Hochzeit mit dem Scientologen Angelo Pagán, einem kalifornischen Restaurantbesitzer, kam im Juni 2004 ihre Tochter Sofia zur Welt. Bei Veranstaltungen der „Kirche“ warb Remini derweil gemeinsam mit Hollywood-Stars wie Tom Cruise, John Travolta, Kirstie Alley und Jenna Elfman um neue Mitglieder.

Scientology-Gründer Hubbard hatte berühmten Gesichtern schon in den fünfziger Jahren eine wichtige Rolle zugebracht.

„Es kann für die Organisation nur gut sein, wenn prominente Informationsträger ihren Namen hin und wieder erwähnen“, schrieb der Offizierssohn in seinem Leitfadentext „Project Celebrity“. In einem Newsletter veröffentlichte Hubbard eine Liste von Wunschkandidaten wie Marlene Dietrich, Ernest Hemingway und Pablo Picasso. Schon damals trug er seinen Anhängern auf, Jagd auf Celebritys zu machen. „Wenn ihr euch für einen der Prominenten entschieden habt, sagt uns sofort Bescheid, damit ihr den Genannten ungestört jagen könnt“, gab Hubbard ihnen mit auf den Weg. Da seine Expertise als Verfasser schlichter Science-Fiction-Werke in Hollywood wenig Eindruck machte, musste seine „Kirche“ aber vorerst auf große Namen verzichten.

„Als er ein Kopfgeld aussetzte, konnte er Mitte der Siebziger immerhin John Travolta rekrutieren“, sagt Ortega. „Später folgte Kirstie Alley, im Jahr 1986 auch Tom Cruise.“ Der damals 24 Jahre alte Schauspieler, der durch den Actionfilm „Top Gun“ zu einem der bekanntesten Hollywood-Stars avancierte, soll von seiner späteren Ehefrau, der Schauspielerin Mimi Rogers, angeworben worden sein. Laut Ortega hat der Golden-Globe-Preisträger inzwischen das zweithöchste Level der Scientologen erreicht: OT VII.

Trotz dieser Prominenz scheint Hubbards „Project Celebrity“ nicht aufzugehen. Als David Miscavige nach dem Tod des Sektengründers im Januar 1986 die Führung übernahm, holte ihn eine Welle negativer Berichte ein. „Hubbard galt als äußerst prozessfreudig“, sagt Ortega. „Wer immer schlecht über ihn schrieb, wurde vor Gericht gezecht. Als er starb, wurden die Medien aggressiver.“

Wie der frühere Chefredakteur der renommierten New Yorker Wochenzeitung „The Village Voice“ recherchierte, änderte Hubbards Nachfolger Miscavige daher die Strategie. Statt den Ruf der Organisation weiter schweigend durch Berichte über finanzielle Unregelmäßigkeiten und Suizide von Mitgliedern ramponieren zu lassen, setzte er Cruise als eine Art Markenbotschafter ein. „Cruise sollte Scientology zu positiven Schlagzeilen verhelfen. Das Ganze ging aber nach hinten los“, fasst Ortega zusammen. In einem Interview des Senders NBC sprach Cruise der Schauspielerin Brooke Shields im Juni 2005 ab, zur Behandlung postnataler Depressionen Medikamente zu nehmen. „Ich halte nichts von

Psychiatrie. Sie ist eine Pseudowissenschaft“, tönte der Actionheld nach Vorbild L. Ron Hubbards. Zwei Monate zuvor hatte Cruise schon Millionen Zuschauer peinlich berührt, als er wie ein Kleinkind auf dem Sofa der Moderatorin Oprah Winfrey herum hüpfte, um seiner Liebe zum Seriensternchen Katie Holmes Ausdruck zu verleihen. Als Unbekannte im Jahr 2008 ein Werbevideo ins Internet stellten, in dem ein scheinbar weggetretener Cruise neun Minuten lang über Scientology als „Autorität über den Verstand“ schwadronierte, machten sich Tausende Fans abermals in sozialen Netzwerken über den Schauspieler lustig.

Holmes' Scheidungsantrag vor vier Jahren ließ Miscaviges Versuch, das Image der Organisation durch Cruises Prominenz aufzupolieren, endgültig scheitern. „Als Katie ihn verließ, öffneten sich die Schleusentore“, sagt Ortega über das PR-Debakel. Amerikanische Medien berichteten, Holmes habe sich von Cruise getrennt, um ihre damals sechs Jahre alte Tochter Suri vor Scientology zu schützen. Gerüchte über Kontaktverbote mit Abtrünnigen (Disconnection), Missbrauch und das Aushorchen von Kindern (Auditing) wurden laut.

„Wir erleben gerade den Anfang vom Ende der Scientologen“, sagte Jefferson Hawkins, der ehemalige Marketing-Chef der Organisation, dem Branchenblatt „The Hollywood Reporter“. Wie Hawkins, der die „Church“ nach mehr als 30 Jahren verließ, spielten immer mehr Mitglieder mit dem Gedanken, sich von der Organisation loszusagen. „Sie ist nicht mehr die Kirche, der viele bewusst beigetreten sind. Sie ist heute ein todernstes Geschäft, bei dem es vor allem um Immobilien, übertriebene Veranstaltungen und Forderungen nach immer mehr Geld, Geld, Geld geht“, schrieb Hawkins. Wie Abtrünnige berichten, verlangt Scientology für Beratungen, die helfen sollen, Seele und Geist von böserartigen Aliens zu befreien, bis zu 400 Dollar je Stunde.

Während Prominente wie Will Smith, Jason Lee, Lisa Marie Presley und deren Mutter Priscilla Presley in den vergangenen Jahren unbemerkt Abschied von der „Church“ genommen haben sollen, wählte Leah Remini gleich mehrere Paukenschläge. Vor zwei Jahren veröffentlichte sie ihre Autobiografie „Troublemaker: Surviving Hollywood and Scientology“, im Dezember zeigte der Sender A & E die erste Episode ihrer Dokumentation „Leah Remini: Scien-



Nie unbeobachtet: Celebrity Centre der sogenannten Church of Scientology

tology and the Aftermath“. Amy Scobee, die ehemalige Chefin des Celebrity Centre, erzählt in der Serie, wie sie als Vierzehnjährige von einem Vorgesetzten vergewaltigt wurde und wie sich die Sekte bemühte, den Missbrauch unter den Teppich zu kehren.

Mike Rinder, der ehemalige Sprecher der Glaubensgemeinschaft, lässt die Zuschauer an dem juristischen Weltbild der Hubbard-Jünger teilhaben. „Scientology versucht seine Mitglieder davon zu überzeugen, dass das Rechtssystem korrupt ist“, sagt der Australier, dessen Eltern ihn als Mitglied der Sekte erzogen. Auch Kinder-schänder würden gedeckt.

Die Scientology-Reaktion auf die Enthüllungen? „Persönliche Angriffe anstelle des Versuchs, die vermeintlich falschen Fakten der Serie geradzustellen“, sagt Ortega. Der Dreißigjährige verweist auf die Website leahreminiaftermath.com. „Leah Remini hat ihren früheren Glauben immer wieder für Geld und Aufmerksamkeit ausgeschlachtet. Sie sollte aufhören, Hass und

religiöse Intoleranz zu verbreiten, um ihre eigenen Taschen zu füllen“, fordert Scientology auf der eigens eingerichteten Seite.

Wie Ortega sagt, spornen die „Schmierkampagnen“ die New Yorkerin indes weiter an. Da Remini seit der Vermisstenanzeige für Shelly Miscavige im Sommer 2013 auf eine Antwort wartet, nahm ihr Anwalt Douglas Mirell vor einigen Wochen in Los Angeles abermals Kontakt zur Polizei auf. Die 55 Jahre alte Shelly soll vor zehn Jahren das letzte Mal bei der Beerdigung ihres Vaters gesehen worden sein. Ortega, der seit mehr als 20 Jahren Kontakt zu einigen Vertrauten bei Scientology hält, vermutet die Ehefrau des Führers der Organisation in einem versteckten Anwesen in der Nähe von Lake Arrowhead, einem Waldgebiet in den Bergen bei Los Angeles.

Miscavige, wie Remini als Scientologin aufgewachsen, soll einigen Vertretern der Sekte vor ihrem Verschwinden zu selbstbewusst geworden sein. Dass sie sich in den vergangenen Jahren mit einem Leben in

Einsamkeit arrangiert hat, schließt Ortega nicht aus. „Leah will aber sichergehen, dass es ihr gut geht“, sagt der Blogger.

Wie Abtrünnige berichten, sollen die Mitgliederzahlen der Organisation derweil sinken. Ehemalige ranghohe Scientologen wie Mark Rathbun bezifferten die Zahl der Anhänger in den neunziger Jahren, der besten Zeit der Bewegung, auf etwa 100.000 weltweit. Inzwischen soll sie bei knapp 20.000 liegen. „Früher kamen jeden Tag Hunderte junge Leute nach Los Angeles, um sich in Hollywood zu versuchen. Die Schauspielseminare der Scientologen waren damals gut besucht“, sagt Ortega. Heute würden potentielle Nachwuchsstars schon bei der Internetrecherche abgeschreckt.

Auch der Dokumentarfilm „Going Clear: Scientology and the Prison of Belief“ schlug im Frühjahr 2015 auf unangenehme Art hohe Wellen. Wie der Regisseur Alex Gibney behauptet, hatten Vertreter der Organisation hartnäckig auf die Cruise-Scheidung von Nicole Kidman im Jahr 2001 hingearbeitet. Die Oscar-Preisträgerin galt angeblich als „mögliche Störquelle“. Gibneys Film unterstützt zudem Spekulationen, Travoltas Abschied von der Sekte würde lediglich durch drohende Enthüllungen über sein Privatleben verhindert.

„Besonders in Hollywood genießt Scientology einen so schlechten Ruf wie nie zuvor“, sagt Ortega. Auch jüngere Celebritys zögerten immer häufiger, sich Hubbards Sekte anzuschließen. Nach Angaben des Bloggers muss die Organisation prominente Gesichter zunehmend aus den eigenen Reihen rekrutieren. Die Schauspielerin Elisabeth Moss, die spätestens seit der Serie „Mad Men“ zu den bekanntesten Scientologen gehört, wuchs ebenso in der Glaubensgemeinschaft auf wie „Avatar“-Darsteller Giovanni Ribisi und Grammy-Preisträger Beck alias Beck Hansen.

Nach anonymen Anschuldigungen gegen Scientology in sozialen Netzwerken und kaum gelesenen Büchern über die Praktiken der Organisation hat Leah Remini Enthüllungen über die „Church“ in den Mainstream gehoben. „Prominente sind gut behütete, gut geschützte, überarbeitete und zurückhaltende Beute“, hatte L. Ron Hubbard seinen Jüngern in den Anweisungen für „Project Celebrity“ mit auf den Weg gegeben. Dass aus den Gejagten mehr als 60 Jahre später Jäger werden könnten, hätte sich der Science-Fiction-Autor damals bestimmt nicht träumen lassen. ◀



L. Ron Hubbards Nachfolger: Sektenführer David Miscavige, dessen Frau Shelly seit mehr als zehn Jahren verschwunden ist



Fette Beute: Tom Cruise, den Schauspielerin Mimi Rogers geködert haben soll, gilt als wichtigster Celebrity-Fang der Sekte.



Sorgt für Ärger: Die ehemalige Scientologin Leah Remini, hier mit ihrem früheren Mann Angelo Pagán, bekämpft die „Church“ heute.



Heimliche Aussteiger: Lisa Marie Presley (links) und ihre Mutter Priscilla sollen sich schon länger von Scientology gelöst haben.



Noch dabei: John Travolta, hier mit Jenna Elfman (von links), Kelly Preston und Laura Prepon, wird womöglich von der Sekte erpresst.



Bloggt gegen Scientology: Tony Ortega weiß, dass der „Kirche“ die Mitglieder davonlaufen.



Aussteigerin Amy Scobee und Aussteiger Mosey und Mark Rathbun

FOTO: ACTION PRESS (2), POLARS / AUF (2), DDP, REUTERS, GETTY, BESTIMAGE, IMAGO

Wie weit komme ich? Wie lange bin ich bereit zu kämpfen?

Kommt ein Schauspieler in Berlin zum Casting: „Abgefuckte Turnschuhe, kein Make-up“, sagt Briana Alegria. Kommt ein Schauspieler in Los Angeles zum Casting: „Ganz anders zurechtgemacht, der Rolle entsprechend gekleidet. Gemachte Brüste und Lippen gehören in der Stadt auch dazu.“ Briana Alegria kennt beide Welten. In Berlin ist sie auch mal Briana Herrenknecht. In L.A. kennt man sie als Briana Alegria – der Künstlernahe ist ihr zweiter Vorname, ihre Mutter kommt aus Kolumbien, ihr Vater ist Martin Herrenknecht, der Gründer und Vorstandsvorsitzende der Herrenknecht AG, des Weltmarktführers für Tunnelvortriebstechnik.

Drei Jahre war Briana Alegria ausschließlich Briana Alegria. In Los Angeles begann sie ihre Schauspielkarriere. Die Geschichte klingt für andere so sehr nach Traum wie nach Klischee: Deutsche Jungschauspielerinnen versuchen sich in Hollywood. Eine Geschichte, die in dieser Art trotzdem so gut wie niemand erlebt, erleben darf. Und die für denjenigen, der sich dazu entschließt, vor allem Mut kostet.

Gleich nach dem Studium an der renommierten Lee-Strasberg-Schule in New York zog sie nach Los Angeles. Briana Alegria hat neben Zac Efron in „We Are Your Friends“ getanzt. Sie hat an einer der vielen Miss-Wahlen in der Stadt teilgenommen – einem Konzept, das es in dieser Vielfalt wirklich nur in Amerika geben kann, hinter dem am Ende aber der nette Michael Ohoven aus Deutschland stand. „Absurd“, sagt Alegria an diesem Winterabend an einem Cafétisch im Berliner Privatclub Soho House. „Gibt es nur dort.“

Hier hatten wir uns vor genau einem Jahr schon mal getroffen, um mit ihr über ihr Leben als Jungschauspielerin in Los Angeles zu sprechen. Seitdem haben sie im Soho House umgeräumt und die riesigen gemütlichen Sofas weggestellt. Auch Briana Alegria hat seitdem umgeräumt. In ihrem Leben.

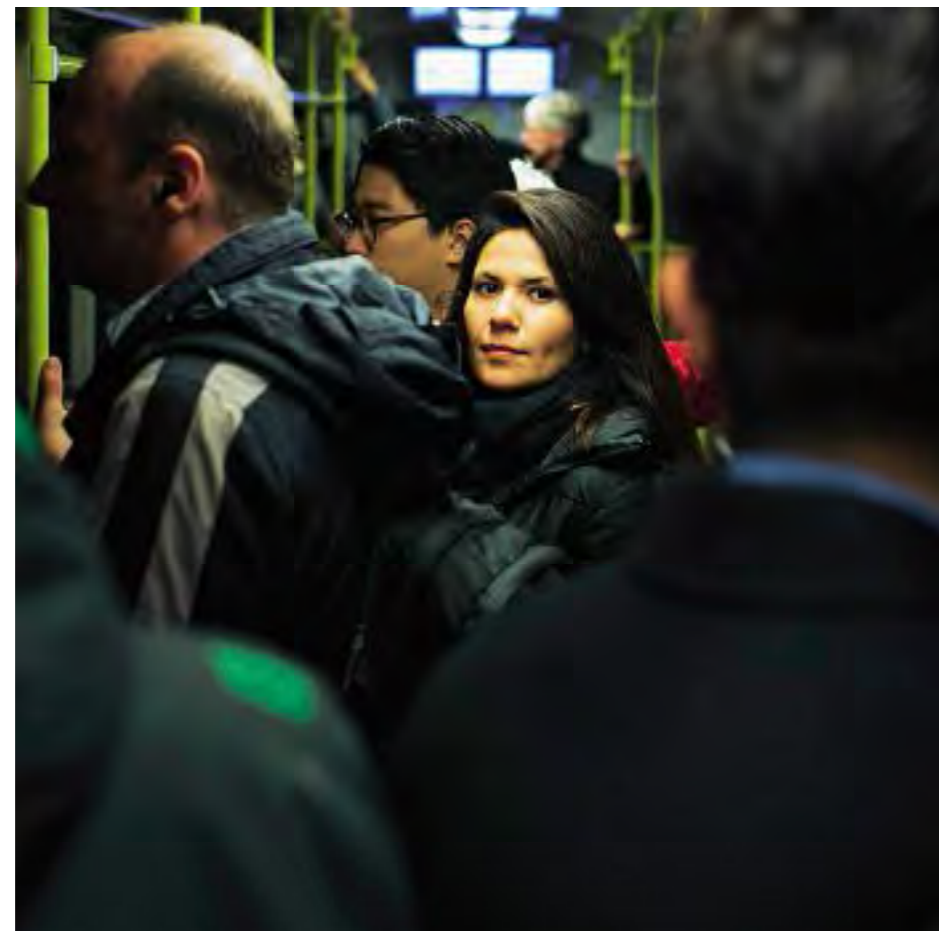
„Das mit der Miss-Wahl würde ich zum Beispiel nicht noch mal machen. Aber ich würde es, wäre ich in der Situation von damals, wieder machen. Für die ersten Erfahrungen war es eine tolle Möglichkeit.“ Wieder und noch mal würde Alegria in jedem Fall in einer Serie wie „Homeland“ auftreten. Acht Stunden verbrachte sie am Set, als Teil einer Tischgesellschaft bei einem jüdischen Pessach-Dinner. Die Szenen, in denen sie zu sehen ist, sind Teil der letzten Staffel, die in Berlin gedreht wurde. Ein cooler Moment für jeden Jungschauspieler, zudem auch noch in Berlin. Alegria war damals gerade in der Stadt. Mit einem Bein hier, mit dem anderen dort, so sah ihr Leben lange Zeit aus. Sie hat die Entscheidung für den einen oder den anderen Ort eine Weile hinausgezögert, vor gut drei Monaten war es dann so weit. „Ich habe mich in der Zeit oft gefragt: Wie weit komme ich? Wie lange bin ich bereit zu kämpfen? Und dann irgendwann: Woher komme ich eigentlich? Was ist für mich wichtig?“

Sie wuchs im Schwarzwald auf, in ihren Augen früher ein sterbenslangwei-

liges Fleckchen Erde. Mit dem Rest von Deutschland sah es nicht viel besser aus – als junger Mensch glaubt man ja oft, sich mit den eigenen Interessen besser fernab von zu Hause entfalten zu können. Neulich war Briana Alegria in Los Angeles auf der Post. „Die Postfächer waren krumm und schief. So etwas gäbe es in Deutschland nicht.“ Noch nicht mal auf der Post in Berlin. „Dort ist alles gerade, zack, zack. Vielleicht kann man solche Kleinigkeiten erst schätzen lernen, wenn man Vergleichswerte aus dem Ausland hat.“

Privat schließt Briana Alegria jedenfalls gerade mit L.A. ab, natürlich nicht wegen der Zustände auf den Postämtern. Es geht um die Werte, die gemachten

Brüste, die Lebenswürfe. „Da kommt es darauf an, in welchem Haus du wohnst, was für ein Auto du fährst. Mir fehlt die Fairness aus Deutschland. Dort bleiben die Reichen in ihren Reichen-Vierteln, zugleich gibt es mehr als 25.000 Obdachlose.“ Dass Donald Trump jetzt Präsident ist, hat ihr den Abschied nicht schwerer gemacht. „Oder die medizinische Versorgung: dass sich viele keine Krankenversicherung leisten können.“ Im Studium ist mal jemand zusammengeklappt. Der erste Gedanke, der den Kommilitonen durch den Kopf schoss: ob sie es riskieren könnten, einen Krankenwagen zu rufen. „Es war nicht sicher, ob er krankenversichert ist.“



„Was ist für mich wichtig?“, Briana Alegria in Berlin

Foto Daniel Pilar

Natürlich ist nicht alles in Deutschland besser. Als Schauspielerin arbeitet es sich zum Beispiel leichter in L.A., selbst für diejenigen, die sich noch keinen großen Namen gemacht haben. Und Briana Alegria will ja Schauspielerin bleiben.

In L.A. hatte sie oft mehrere Castings am Tag. „Hier hat man wirklich sehr viel Freizeit. Das stört mich.“ Sie traf neulich eine Bekannte, die ganz gut im Geschäft ist und oft dreht. „Selbst die überlegt sich, ob sie nicht parallel eine Ausbildung zur Erzieherin machen sollte.“ Natürlich gebe es auch hier tolle Projekte – und zig aufstrebende Schauspieler, die daran teilhaben wollen. New York wäre eine Option, es liegt auf halbem Weg. Hat man dort zu tun, ist man auch kurzfristig schneller in der Stadt. Am liebsten würde Alegria noch immer an beiden Orten arbeiten – und in Deutschland leben.

In Amerika nahm sie Sprachcoaching, um den letzten Rest des deutschen Akzents loszuwerden. In Berlin übt sie jetzt mit einer Trainerin der Ernst-Busch-Schule, um den weichen badischen Sing-Sang in reineres Hochdeutsch zu verwandeln. „Manchmal mache ich dort nur wenige verschiedene Laute am Tag.“ Die Laute „ahh“ und „ohh“ tanzen in ihrem Mund hin und her. So weit ist sie schon: Sie baut sich hier etwas Neues auf. Dort hat sie die Zelte abgebrochen, ihr Auto verkauft, einen Jeep, wie Mischa Barton ihn in ihrer Rolle in „O.C., California“ gefahren hat.

Das Auto abzugeben war sogar zercherhafter, als aus der Fünfer-WG in Hancock Park südlich der Hollywood Hills auszugehen. Sie wohnte dort mit einer Journalistin zusammen, zwei Immobilienmaklern, einem Opersänger. „Das mit der Wohnung war mir egal, das Auto war ein größerer Fixpunkt. Man verbringt dort ja genug Zeit im Auto. Es gab oft Augenblicke, wenn vielleicht etwas passiert ist, worüber ich mich sehr gefreut habe, und ich saß gerade im Auto, dass ich einfach ganz laut schreien musste.“ Im Kofferraum lagen immer Kleider, verschiedene Paar Schuhe, abgestimmt auf die Rollen, für die sie bei den Castings vorgesprochen hat. Sie war schließlich nicht in der Stadt mit den abgefuckten Turnschuhen.

Ihren letzten Abend verbrachte sie mit Freunden, die in Lion Feuchtwangers Villa Aurora arbeiten. Dann legten Alegria und ihr Auto, „partner in crime“, kleines Haus, meine Welt“, eine längere Fahrt zurück, an der Küste entlang bis San Francisco. „Da habe ich es am Flughafen an einer parking station abgestellt.“ Der Freund, der das Auto kaufte, holte es dort später ab.

Wenn morgen das Telefon klingelt und jemand würde sagen, sie könne drei Monate lang in L.A. drehen – übermorgen wäre sie wieder dort. „Aber es hat sich eher wie ein kleiner Abschied angefühlt.“ Ein paar Möbel stehen trotzdem noch da, ein Schreibtisch, ein Stuhl. „Die Stücke verbinde ich mit den ersten Wochen in L.A.“ Damals fuhr sie an der amerikanischen Version eines Antik-Trödelmarkts vorbei. Sie sah den Schreibtisch, amerikanischer Country-Style, und musste ihn haben. „Er bleibt da erst mal in meinem ehemaligen Zimmer stehen. Man weiß ja nie.“



LOST ANGELES

Joseline Gonzalez ist illegal in den Vereinigten Staaten. Sie erzählt über ihr Leben als Schülerin in einem der gefährlichsten Bezirke der Stadt und eine Wahl, die ihr kurz den Glauben an Amerika geraubt hat.

Aufgezeichnet von Aziza Kasumov

Ich bin in Guatemala-Stadt geboren. Als ich drei Jahre alt war, sind meine Mutter und ich mit einem Besuchervisum nach Los Angeles gereist. Meine Tante war ein paar Jahre zuvor dorthin gezogen, also wohnen wir eine Zeit lang bei ihr, um die Stadt kennenzulernen. Wir hatten nicht geplant, dort zu bleiben oder uns gar ein neues Leben aufzubauen, fast unsere ganze Familie lebt in Guatemala.

In Los Angeles bin ich zum ersten Mal zur Schule gegangen – in Guatemala hätte ich vielleicht nie eine Schule besucht. Meine Mutter erkannte schnell, dass die Schulen hier besser waren, dass alles besser war als in Guatemala. Dort gibt es so viel Kriminalität, es ist verrückt, wie anders alles ist. Ich erinnere mich kaum an meine Zeit in Guatemala, aber wenn, dann an schlechte Dinge. Mein Großvater hatte einen Schönheitssalon, in den wurde immer wieder eingebrochen, bis wir ihn irgendwann nicht mehr geöffnet haben, weil wir so viel Angst hatten.

Als ich fünf Jahre alt war, flogen wir für einen Monat zurück nach Guatemala und reisten kurz vor Ablauf unseres Visums wieder in die Vereinigten Staaten ein. Dann lief das Visum ab – wenn wir dann das Land verlassen hätten, hätten wir nicht mehr zurückkehren können.

Lange wusste ich nicht, dass ich illegal in Amerika bin, also *undocumented*. Ich kann mich nicht mal daran erinnern, wann mir klar wurde, dass wir illegale Einwanderer sind. Zum ersten Mal an unüberbrückbare Hindernisse stieß ich dadurch in der High School. Es gab da viele coole Programme mit Universitäten in Kalifornien, ich war total begeistert. Damals hatte ich noch nie einen Campus gesehen, bis auf den der University of Southern California, der liegt in meiner Nachbarschaft, einen Spaziergang entfernt. Aber ich durfte mich nicht mal bewerben, weil ich keine Sozialversicherungsnummer habe, die Programme aber von der Regierung bezahlt werden.

Ich weiß, das ist logisch, aber ich habe mich damals oft gefragt, warum eine Sozialversicherungsnummer die Ziele,

die ich für mich selbst stecken möchte, definieren soll. Ich habe es immer weiter versucht, obwohl ich legal nichts machen konnte. Meine Lehrer wollte ich überreden, ein Auge zuzudrücken, mich inoffiziell teilnehmen zu lassen. Hat alles nicht funktioniert. Da habe ich mich gefragt, warum wir eigentlich hergekommen sind. Es hat mir die Motivation für die Schule geraubt. Würde das immer so sein? Jedes Mal, wenn ich eine Chance ergreifen will, werde ich abgelehnt, weil ich keine Sozialversicherungsnummer habe? Sieht so meine Zukunft aus?

Dann kam die Suche nach einem Nebenjob. Meine Freunde hatten nach der Schule nie Zeit, sie sind arbeiten gegangen. Ich ging nach Hause. Es war unerträglich, denn ich hasse es, nichts zu tun. Ich habe mich um ausgeschriebene Stellen beworben, aber immer hieß es: Sie haben keine Sozialversicherungsnummer, tut uns leid. Bei T-Mobile lassen sie dich kein Handy mit einem Vertrag kaufen, dazu brauchst du eine Sozialversicherungsnummer. Ich konnte kein Konto eröffnen. Ein Sparbuch auch nicht. Und meine Mutter genauso wenig, sie hat ebenfalls keine Sozialversicherungsnummer.

Zwischendurch hatte ich neue Hoffnung. Ich bin gerade 18 Jahre alt geworden, jetzt kann ich mich für DACA bewerben: Deferred Action for Childhood Arrivals ist ein Gesetz, das 2012 von der amerikanischen Regierung verabschiedet wurde. Illegalen Einwanderern, die vor ihrem 16. Geburtstag in die Vereinigten Staaten gekommen sind, ermöglicht es, Aufenthalts- und Arbeitsrechte zu erhalten. Früher ging das nicht, denn für die Bewerbung braucht man die Unterschriften beider Eltern, und meine Mutter und ich haben keine Ahnung, wo mein Vater ist. Und ich kann mich für den DREAM Act qualifizieren, mit dem illegale Einwanderer, die vor ihrem 16. Geburtstag nach Amerika gekommen sind und mindestens zwei Jahre im amerikanischen Militär gedient oder eine amerikanische Universität besucht haben, Staatsbürger werden können. Beworben habe ich mich an den California State University

in Chico, Channel Islands und Fullerton – bevor Donald Trump die Präsidentenwahl gewonnen hat.

Im Wahlkampf war ich von Tür zu Tür gegangen, um den Leuten zu helfen, sich als Wähler zu registrieren. Damals machte ich mir wenig Gedanken über die Wahl. Ich war überzeugt, dass Trump nicht gewinnen würde. An die Türen fremder Menschen zu klopfen und sie zu bitten, zur Wahl zu gehen, beruhigte mich gewissermaßen. Ich fühlte mich gestärkt in meiner Rolle als illegale Einwanderin.

In der Wahlnacht organisierte Community Coalition, ein Nachbarschaftsverband in South Central Los Angeles, ein Straßenfest. Wir hatten einen riesigen Bildschirm, auf dem die Wahlnachrichten liefen. Ich war überrascht, wie viele Leute sich dafür interessierten. Ich glaube, wenn die Leute hier mehr Zeit hätten, würden sie sich auch mehr engagieren, mehr dafür tun, dass es bergauf geht mit dem Viertel. Das mag ich am meisten an South Central: Man ist hier nie allein. Was immer man durchmacht, jemand steht dir bei oder hat es selbst durchgemacht. Es gibt einen Zusammenhalt, den die Leute aus den anderen Teilen der Stadt nicht verstehen.

Als ich erfuhr, dass Trump gewinnen könnte, wollte ich es nicht wahrhaben. Ich war verwirrt, erschrocken, verängstigt. Wie konnte das passieren? Ich war mir so sicher gewesen, dass Hillary Clinton gewinnen würde. Als sie ankündigten, dass das Ergebnis feststeht, war das surreal. Ich redete mir ein, dass es einen Fehler gegeben haben müsse, dass manche Stimmen noch nicht ausgezählt waren. Ich wartete darauf, dass das Ergebnis korrigiert würde. Aber dazu kam es nicht.

Ich fragte mich, was ich jetzt machen würde. Ich fühlte mich verletztlich und angreifbar. Die Kraft, die ich vor der Wahl gespürt hatte, war wie weggespült. Was Trump über Latinos gesagt hatte, war grauenvoll. Ich musste an meine Mutter denken und rief sie an. Am Telefon fing ich an zu weinen. Sie war ganz ruhig, optimistisch fast, als wäre gar nichts geschehen. Ich fragte sie, warum sie keine Angst



Lange wusste Joseline gar nicht, dass sie illegal in den Vereinigten Staaten lebt. Dann glaubte sie, doch noch ein Aufenthaltsrecht zu bekommen. Seit ein neuer Präsident im Amt ist, muss sie nun daran zweifeln.

gewählt. Ich glaube aber nicht, dass die Tatsache, dass ich von Demokraten umgeben bin, der einzige Grund ist, dass ich so schockiert über den Wahlausgang war. Es waren eher die ganzen Gespräche, die ich als Aktivistin von Community Coalition geführt hatte, über South Central und darüber, was es heißt, illegal hier zu sein, noch dazu als Farbige. Das ganze Wissen, das ich dadurch erlangt habe – Trump kennt das nicht. Es ist für mich unglaublich, wie man das übersehen kann. Ich weiß nicht, ob er nur ignorant ist oder ob er das nicht sehen will.

South Central habe ich noch nie so leise erlebt wie in der Wahlnacht. Keine Polizeisirenen. Alle blieben in ihren Häusern. Wir leben in einem Ort voller Minderheiten, was sollen wir jetzt tun? Wenn hier was Schlimmes passiert, sind die Leute normalerweise auf der Straße und reden darüber. In der Wahlnacht war niemand auf der Straße. Ich glaube, die Leute mussten die Nachricht erst verarbeiten, weil sie so unerwartet kam. Es gab eine Flut an Emotionen, die schwer auszubalancieren war. Die Leute wussten nicht, ob sie Angst haben oder sich gestärkt fühlen sollten oder beides. Viele lebten einfach weiter, als wäre nichts passiert. Inzwischen versuchen viele, die Wahl aus ihren Gedanken zu verbannen, sie reden nicht mehr darüber. Egal ist es ihnen trotzdem nicht. Am schlimmsten sind die Eltern dran, sie müssen so tun, als wäre alles normal, weil sie für ihre Kinder stark sein müssen.

Viele Jugendliche sind hingegen entschlossen, etwas zu unternehmen. Am Tag nach der Wahl verließen die Schüler von drei der großen High Schools in South Central den Unterricht, um durch die Straßen zu marschieren und zu protestieren. Meine Schule, Manual Arts, war auch dabei. Die Schüler von der Hawkins High School holten uns ab. Ich hätte nicht gedacht, dass ich gehen dürfte, dass mein Lehrer das erlauben würde. Aber unser Direktor sagte uns, dass wir mitlaufen könnten. Da habe ich aufgehört, nur an meine Noten und den Unterricht zu denken, den ich nicht verpassen darf. Ich wollte mitlaufen.

Für mich war das sehr emotional: so viele illegale Einwanderer von verschiedenen High Schools zu sehen, die zusammenkamen, um sich für ihre Leute einzusetzen. Wir liefen in einer Reihe und hielten uns an den Händen. Ich schrie mir die Seele aus dem Leib, den ganzen langen Weg, ohne Wasser, obwohl es sehr heiß war. Es hat uns Kraft gegeben zu sehen, wie so viele Leute unsere Parolen wiederholten, immer wieder.

Ich glaube, das war der Moment, in dem es für viele Klick gemacht hat. Es geht nicht nur um Protest. Wir müssen uns organisieren, nicht nur demonstrieren. Nach unserem Marsch haben uns die Schulen nicht wieder zurück in die Klassenzimmer gelassen, also sind wir zu Community Coalition und haben ein riesiges Poster angefertigt. Wir haben angefangen, darüber zu reden, was wir machen werden, was unsere nächsten Schritte sind. Die Leute sind aufgewacht.

habe, was mit ihr los sei. Ich ließ meine Wut an ihr aus. Warum sind wir hierher gekommen? Du hast mich nicht mitentscheiden lassen, ob ich das will! Ich will nicht hier sein! Ich schob ihr die Schuld in die Schuhe und stellte dann fest, dass es ja nicht ihr Fehler gewesen war. Alles, was sie wollte, war uns beiden ein besseres Leben zu geben. Ich hätte ihr danken müssen.

Aber wenn ich an meine Mutter denke, bekomme ich Angst. Denn dann muss ich an all die Horrorszenerien denken, die sich ereignen könnten. Was, wenn meine Mutter deportiert wird? Was, wenn ich deportiert werde? Was, wenn mein Stiefvater und meine kleinen Halbgeschwister deportiert werden, obwohl sie hier geboren sind? Natürlich ist das unwahrscheinlich. Aber dann musste ich an die *detention centers* denken, die Gefängnisse für diejenigen, die abgeschoben werden. Was, wenn uns dort was passiert?

Ich dachte daran, dass wir vielleicht irgendwann nicht mehr zurück können nach Amerika.

In der Wahlnacht war ich ganz durcheinander. Hunderte Gedanken schossen mir durch den Kopf. Es war, als wäre ich in ein Loch gefallen. Ich konnte nicht mehr zuhören, wollte nicht mehr fernsehen. Wo immer ich hinsah, war Donald Trump: im Radio, auf Twitter, auf Instagram. Ich schaltete mein Handy aus. Als ich nach Hause kam, umarmte ich meine Mutter. Sie sagte mir, dass alles in Ordnung kommen werde, dass wir jetzt sowieso nichts tun könnten. Ich weiß, das Wahlergebnis hat auch sie getroffen, es hat sie sehr verletzt. Aber wenn meine Geschwister sie weinen sehen würden, hätten sie Angst. Sie sollten sich keine Sorgen machen müssen.

Ich habe noch nie einen Trump-Unterstützer getroffen. Keinen einzigen. In South Central hat niemand Trump

Frankfurter Allgemeine
SELECTION
AUSGESUCHTES FÜR
KLUGE KÖPFE

F.A.Z. Selection steht für herausragende Qualität und anspruchsvolles Design – gefertigt in deutschen Manufakturen und von renommierten Herstellern. Die Produkte werden exklusiv für F.A.Z.-Leser entworfen. Besuchen Sie unseren Online-Shop!

HANDGEFERTIGTE SCHREIBGERÄTE AUS RÜSTERHOLZ

Für F.A.Z.-Leser werden je 44 Unikate aus hochwertigem Rüsterholz hergestellt. Kunstvolle Ornamente an den edlen Metallelementen in Rhodium und Black Titanium am Mittelring und am Kopf der Schraubkappe schaffen feinsinnige Kontraste zur natürlichen Optik des Holzes.

Der Füllfederhalter wird für 690 Euro zusammen mit einem Flacon handgeschöpfter Tinte ausgeliefert. Der Rollerball kostet 590 Euro.

Sichern Sie sich die limitierten Schreibgeräte von Ralf Brüll als Set für 1190 Euro.

F.A.Z. SELECTION

www.faz.net/selection

Info: (069) 75 91-10 10

MEINE L.A. STORY

Los Angeles ist immer für eine Geschichte gut. Diese Mode- und Beautyprofis haben uns ihre erzählt.



MARGHERITA MISSONI

Mein erster Aufenthalt in L.A. war ein Erlebnis für sich: Ich war damals 15 Jahre alt und über die Sommerferien dort, um einen Schauspielkurs zu belegen. Ich sollte bei einer Freundin meiner Mutter wohnen, einer sehr witzigen Italienerin. Leider ist sie nicht die Verlässlichste. Als ich ankam, dachte ich: Oh, wow, was für ein cooles Haus, das sie da in West Hollywood besitzt. Tja, und dann sagte sie mir, dass ich bei einem Freund um die Ecke wohnen würde, auch ein Italiener, ein Kunsthandwerker, allerdings war er damals 33 und eben ein Typ. Und ich war 15! Ich durfte im Schlafzimmer wohnen, genauer gesagt auf einer Matratze auf dem Boden. Er schlief im Wohnzimmer. Er war toll, nur traute ich mich trotzdem nicht, meiner Mutter davon zu erzählen. Sie hätte mich sofort zurückgeholt. Ich wartete ein paar Wochen, und als alles gut ging, gestand ich ihr meine Wohnsituation. Dann ließ sie mich für den letzten Rest auch noch bei ihm wohnen. Der Typ und ich sind bis heute gut befreundet.

Margherita Maccapani Missoni Amos ist heute selbst 33, Teil der italienischen Missoni-Modelfamilie und Designerin der Kinderlabels Margherita.



VICTORIA BECKHAM

Ich liebe Palm Springs, über Ostern war ich wieder da, und die Reise hat mich zur Sommerkollektion meines Labels Victoria by Victoria Beckham inspiriert. Die Palmendrucke auf den Kleidern sind also auf diesen Ort zurückzuführen. Auf die Idee mit den Kolibris kam ich, weil sie immer an meinem Badezimmerfenster saßen. Für mich sind sie Glücksbringer.

Victoria Beckham entwirft neben ihrer gleichnamigen Hauptlinie auch die Kollektionen des jüngeren Labels Victoria by Victoria Beckham.



JULIUS EULBERG

Obwohl ich schon so lange mit Kosmetik zu tun habe, seit 1989, hatte ich erst vor wenigen Wochen das erste *facial* meines Lebens. Ich hasse, wenn mir jemand im Gesicht herumfummelt. Entsprechend war ich vor der Behandlung auch schweißgebadet. Es gibt



hier in West Hollywood eine Frau, Mila Morgan, sie ist klinische Krankenschwester und besser bekannt als *Queen of Microcurrent*. Ich wusste erst gar nicht, was das ist. Im Grunde genommen sind es zwei Stäbe vom Typ Stricknadeln, mit denen sie über das Gesicht fährt. Mit sanften elektrischen Impulsen soll so die Kollagenformation angeregt werden. Eigentlich bin ich gegen Apparate. Aber diese Anwendung hat mich wirklich überzeugt, es ist eine Alternative zu Botox, auf natürliche Weise. Wir arbeiten jetzt zusammen. Sie hat schon angefangen, meine Produkte in ihren Behandlungen zu verwenden.

Julius Eulberg ist Gründer der Hautpflegeserie Juliusis.



MICHAEL MICHALSKY

Los Angeles ist das „Home of Entertainment“. Im letzten Jahr war ich bei der Oscar-Verleihung und habe eine Live-Sendung direkt vom *red carpet* moderieren dürfen. Es war ein besonderes Erlebnis, die großen Hollywood-Stars zu treffen und sie zu interviewen. Meine Moderation kam beim Sender so gut an, dass sie auf die halbe Nacht ausgedehnt wurde. Ich trug natürlich nagelneue Schuhe, die ich mir für diesen Anlass gekauft hatte. Je länger ich sie anhatte, desto schmerzhafter wurde mir bewusst, dass sie etwas zu klein waren. Am Ende der Nacht konnte ich mich kaum noch auf den Beinen halten, geschweige denn auf einer der Oscar-Partys tanzen. Ich saß also stattdessen im Hotel vorm Fernseher und habe Live-Berichte von den Oscars geschaut, die Füße in Kühlpacks, in der Hand einen Champagner-Cocktail. Auch entertaining.

Michael Michalsky ist Designer des Modehauses Michalsky.



BARBARA STURM

Los Angeles ist für mich auch *home*, seit 2003 bin ich mindestens viermal im Jahr dort. In der Stadt habe ich auch meinen jetzigen Mann kennengelernt. Cher hat uns vor fast fünf Jahren verknüppelt. Sie war es dann, die gesagt hat, wir würden in jedem Fall in ihrem Haus in Malibu heiraten. Es war eine echte Märchenhochzeit und zugleich cool, mit Blick auf das Meer. Wolfgang Puck hat gecatered, unsere Gäste waren alle in den Farben des Sonnenuntergangs gekleidet, darunter auch Will Smith. Die Hochzeit war an einem Tag im September, die Farben des Himmels spektakulär. Die Vögel glitten in den Wellen, das hatte eine Power, die man eigentlich gar nicht beschreiben kann. Meine Mutter ist leider kurz vorher gestorben, und ich, so wie viele andere, hatte das Gefühl, dass sie da war. Cher hat uns zur Hochzeit ein Lied geschrieben, es heißt „My love“ und ist auch auf ihrer neuen Single, aber sie hat es für uns noch mal umgeschrieben. Das ist doch eine coole Anekdote, oder?

Barbara Sturm ist Gründerin der Hautpflegeserie Dr. Barbara Sturm und unterhält Praxen in Düsseldorf und München



PAULA CADEMARTORI

Dieses Tattoo habe ich mir vor einem Jahr stechen lassen, es ist mein Logo. Es war eine Spontanentscheidung, wir waren ohnehin in L.A., für Recherchen zur neuen Kollektion. Dafür ist die Stadt ein guter Ort, auch wegen der Vintagemode. Jedenfalls geht es um viel mehr als nur um Jogginghosen. Dann diese vielschichtige Kunstszene! Man läuft durch einen Park, und plötzlich ist da dieses neue Wahnsinns-Museum, The Broad. Und dann die Frauen, alle sind so hübsch, jeder



ist Schauspieler, wir haben im Standard-Hotel übernachtet. Ja, und dann war es Zeit für mein Tattoo. Wo sonst als im legendären Shamrock-Studio am Sunset Boulevard? Es hat sich natürlich angefühlt, es ist ja mein Logo und ein Teil von mir.

Paula Cademartori ist Designerin des gleichnamigen Taschenlabels.

Aufgezeichnet von Jennifer Wiebking und Florian Siebeck

LAND, LUFT, LICHT

Hollywood ist durch Klima und Geologie entstanden. Dabei gehört die Stadt der Filmträume, wenn man es genau nimmt, nicht einmal zu Amerika.

Von Horst Rademacher



Thomas Edison (rechts, mit George Eastman) experimentierte viel mit der Kamera – und vertrieb die Filmleute an die Westküste.

Als im Jahr 1910 der erste Film in Hollywood gedreht wurde, herrschte dort Prohibition, und Kinos waren verboten. Der Ort am Fuß der Santa-Monica-Berge hatte erst im November 1903 das Recht zur Selbstverwaltung als Gemeinde erhalten. Schon wenige Wochen später erließen die Stadtväter ein Verbot, das die kaum 500 Einwohner vor den Gefahren des Alkohols und der unziemlichen bewegten Bilder des Stummfilms schützen sollte. Zu überwältigend war noch die Erinnerung an die marodierenden alkoholisierten Banden, die das nahegelegene Los Angeles wenige Jahrzehnte zuvor zur gefährlichsten Stadt der Nation gemacht hatten. Solche unmoralischen Verhältnisse sollte es in Hollywood nicht geben.

Der Regisseur des ersten Films, David „D.W.“ Griffith, kann nicht allzu gesetzestreu gewesen sein. Wie viele seiner filmenden Kollegen war er nämlich vor den Advokaten und Privatdetektiven geflohen, die an der amerikanischen Ostküste rigoros im Dienst von Thomas Alva Edison unterwegs waren. Der Erfinder besaß weitreichende Patente für viele technische Details des frühen Filmemachens. Benutzten Regisseure und Produzenten seine Methoden, ohne Lizenzgebühren zu zahlen, beschlagnahmten oder zerschlugen die Privatdetektive die Geräte, und die Filmemacher wurden verklagt. Die Flucht nach Kalifornien war die beste Möglichkeit, sich dem Griff der hauptsächlich im Großraum New York agierenden Agenten zu entziehen und ohne Rücksicht auf Patente Filme zu drehen.

An der Westküste entdeckten die jungen Regisseure und Produzenten schnell, dass Südkalifornien noch mehr Qualitäten hatte, die fürs Filmemachen ideal waren: Landschaft, Wetter und Licht. Hollywood war kurz nach der Wende zum 20. Jahrhundert ein gemüthlicher Ort, geprägt von der Landwirtschaft. Zunächst wurden dort Nopales angebaut, eine im semiariden Klima der Gegend heimische essbare Opuntie, die noch heute in der mexikanischen Küche eine Rolle spielt. Später kamen Wein, Gerste und Zitrusfrüchte hinzu. Durch diese Felder fuhr eine Straßbahn von Hollywood nach Los Angeles. Obwohl die Großstadt nur 16 Kilometer entfernt lag, dauerte die Fahrt mehr als zwei Stunden.

Trotz oder gerade wegen dieser Ablegenheit waren die Bedingungen für die junge Filmindustrie in Hollywood ideal: Der Ort und die Felder boten eine bezaubernde Stummfilm-Kulisse. Für rasche Szenenwechsel lagen die weitgehend un bebauten Santa-Monica-Berge vor der Tür, und zur Küste des Pazifischen Ozeans war es nicht weit. Selbst zu den noch wilden San-Gabriel-Bergen und in die Wüsten des Hinterlandes gelangten die Filmemacher schnell, wenn sie anspruchsvolle Naturkulissen suchten. Sogar Dschungelszenen ließen sich vor der Studiotür drehen, denn die meisten Felder um Hollywood wurden über ein noch aus der mexikanischen Zeit stammendes System von Gräben und Kanälen bewässert. Das Wasser und der fast das gesamte Jahr über herrschende Sonnenschein ließen alle möglichen Pflanzen üppig gedeihen.

Diese idealen Bedingungen haben viel mit der Geologie zu tun. Im strengen Sinne der Erdwissenschaften gehört das Becken von Los Angeles, in dem die Großstadt selbst, Hollywood, Long Beach, im Süden das Orange County und im Westen der Strand zum Pazifik liegen, nicht mehr zu Amerika. Ihre Heimat ist vielmehr der Westrand der pazifischen Platte, die durch die San-Andreas-Verwerfung vom eigentlichen amerikanischen Kontinent getrennt wird. Diese für ihre Erdbeben berühmte tektonische Demarkationslinie verläuft weiter östlich durch die Städte San Bernardino und Riverside. Die Berge rund um Los Angeles sind Produkte einer tektonischen Kollision, die vor einigen Dutzend Millionen Jahren zwischen dem Pazifik und Nordamerika stattfand. Das Gestein, das aus ihnen erodierte und dabei fein gemahlen wurde, sammelte sich als mineralreiches und deshalb fruchtbares Sediment in der vom Becken von Los Angeles gebildeten Küstenebene an.

Allerdings lässt sich der Boden dort nur dann agrarisch bearbeiten, wenn das Becken auch bewässert wird. Das semiaride Klima, das der Gegend so viel Sonnenschein beschert, ist für eine umfangreiche Landwirtschaft zu trocken. Vom Mai bis weit in den Oktober hinein regnet es in Südkalifornien so gut wie nie. Erst die Bewässerung des Bodens macht eine üppige Landwirtschaft im Becken überhaupt möglich. Lange lieferte der nach der Stadt Los Angeles benannte Fluss ausreichend Wasser für die Felder der Bauern und für die Versorgung der Bevölkerung mit Trinkwasser.



Der enorme Boom ließ den Los Angeles River aber bald trockenfallen. Allein in den 30 Jahren zwischen 1900 und 1930 verzehnfachte sich die Zahl der Einwohner auf mehr als 1,2 Millionen, und die Wasserversorgung drohte zusammenzubrechen. Durch zum Teil dunkle Mächenschaften gelang es skrupellosen Agenten der Stadtverwaltung, sich die Wasserrechte im Owens-Tal östlich der Sierra Nevada zu sichern. Von dort wurde das dringend benötigte Nass per Pipeline über Hunderte von Kilometern nach Los Angeles transportiert. Diesem „Wasserkrieg“ setzte Roman Polanski in seinem Film „Chinatown“ (1974) ein cineastisches Denkmal.

Obwohl die Landwirtschaft im Becken von Los Angeles schon seit Jahrzehnten keine Rolle mehr spielt, stieg der Wasserverbrauch. Die Swimmingpools in den Vorgärten wollten gefüllt, die Rasenflächen gesprengt werden. Erst in der ausgedehnten Dürre in den vergangenen sechs Jahren haben die Angelenos gelernt, Wasser zu sparen. Zum ersten Mal seit Jahren wird nun weniger Wasser aus dem Owens Valley in die Metropole gepumpt.

Es war aber nicht nur die vielseitige Landschaft, die vor einem Jahrhundert die Filmponiere an Hollywood band. Das milde Klima und der Sonnenschein machten es ihnen leicht, viele Filmszenen außerhalb der Studios zu drehen. An der Ostküste wurden solche Außenaufnahmen immer wieder von Schlechtwetterperioden unterbrochen. Strenge Winter machten Außenarbeiten dort fast unmöglich. In Südkalifornien konnte dagegen fast das ganze Jahr über auch draußen gedreht werden.

Und dann ist da noch das einzigartige natürliche Licht. Es ist der Traum jedes Kameramanns, in diesem weichen, diffusen, mediterranen Licht zu drehen, das die Farben betont, Schatten weniger kontrastreich wirken lässt und Aufnahmen mit großer Tiefenschärfe ermöglicht. Auf den ersten Blick erscheint das absurd: War Los Angeles nicht lange die Welthauptstadt des Smog? Wegen der Berge im Norden und Osten konnte die Luft, die von der ständigen Ozeanbrise von Westen herangetragen wurde, nicht aus dem Becken entweichen. Sie stagnierte und reichte sich mit den Auspuffgasen der Millionen Fahrzeuge an, die jeden Tag über die Freeways fahren.

Der Sonnenschein wandelte schließlich diese Gase, die sich mit dem Luftsauerstoff mischten, chemisch um. Es entstand dichter Smog, der Schleimhäute und Bronchien verätzte. Die Sonne verdunkelte sich durch den Smog oft zu einem fahlen gelben Kreis im Himmel.

Heute wird die Luft wieder klarer. Die strengen Abgasvorschriften für Autos zeigen Wirkung. Immer öfter ist Hollywood wie vor 100 Jahren in unwiderstehliches Licht getaucht. Es entsteht, wenn die Strahlen der hochstehenden Sonne von den Wassermolekülen in der Luft gestreut werden und dabei das Licht diffus werden lassen. Wegen der Nähe zum Meer und weil es auf vergleichbarer geographischer Breite liegt, sind die atmosphärischen Lichtbedingungen ähnlich wie auf den Inseln der Ägäis.

Beim Filmemachen spielen diese natürlichen Vorzüge längst keine Rolle mehr. Zum einen ist das Becken von Los Angeles hoffnungslos zersiedelt. Zum anderen gibt es keinen Lichteffect und keine Landschaft mehr, die sich heute nicht auf digitalem Weg in jeden Film einblenden ließen. Dass Hollywood dennoch das Herz der Filmindustrie ist, hat andere Gründe, wie beispielsweise die großen Investitionen in den Studios. Außerdem ist der Lebensstil hier auch für Filmschaffende einfach nur schön. ◀



Dorka Gryllus, Cathy Hummels



Dorothee Schumacher, Helmut Fricke (F.A.Z.)



Jörg Broska



Nada Lottermann, Nadja Weisweiler (Wempe), Jasmin Gerat



Ubin Eoh, David Ardinast



Amira Fritz, T-Michael



Hien Le



Valentin von Arnim, Jana Drews



Rabea Schiff, David Gergely

ABENDS IM ATRIUM

Zum Modeempfang im F.A.Z.-Hauptstadthaus
anlässlich der Berliner Fashion Week kamen
350 Gäste – und sahen Helmut-Fricke-Fotos
gut gekleideter Männer.



Eva Staudinger, Anne-Sophie Monrad, Signe Rasmussen (Modelwerk)



Almut Vogel, Katharina Dippold



Alfons Kaiser (F.A.Z.)



Till Buchner (OMD),
Sindy Hübsch



Marc Fritz, Matthias Molt
(Olymp)



Stephanie Fresle (SFC Commu-
nications), Lili Radu



Barbara Russ, Katherine Danby (Camper), Celina Plag



Julia Rieth, Detlef Stiebich
(Stiebich & Rieth)



Jürgen Gefßler, Carolin
Obermaier (Strenesse)



Gesa Prüne (BMW), Stephanie
Fisches (Styleheads)



Anne-Kathrin Blank, Mario Eimuth (Stylebop)



David N. Hirt, Theresa Haala
(KPM)



Esther Perbandt, Alexander
Scheer



Marc Stabernack (Juwelier
Friedrich), Jonela Manola Hoxhaj
(Style Noveau)



Albrecht von Alvensleben
(Bullenberg)



Nina Deutschmann (Deutsch-
mann Kommunikation),
Björn Paulsen (P8 Media)



Eveline Sallinger, Vivek Batra (Hess Natur), Anja Graf (Sallinger PR)



Timm Hartmann (Timm
Hartmann Communications),
Annika Hofmann (Aigner)

FOTOS: DANIEL PILAR, ANDREAS WOLLER



SITZSYSTEM HAMILTON | DESIGN RODOLFO DORDONI

Minotti B E R L I N BY HERRENDORF, LIETZENBURGER STR. 99 - T. 030 755 4204 56
Minotti M Ü N C H E N BY EGETEEMIER WOHNKULTUR, OSKAR VON MILLER RING 1 - T. 089 55 27 32 510
 AUCH BEI ANDEREN AUTORISIERTEN HÄNDLERN UND IN ANDEREN STÄDTEN.
 PLZ 01/12/31/4/5 HANDELSAGENTUR STOLLENWERK - T. 0221 2828259 - TIM.STOLLENWERK@WEB.DE
 PLZ 6/7/8/9 HANDELSAGENTUR RIEXINGER - T. 07121 325953 - INFO@HANDELSAGENTUR-RIEXINGER.DE

Minotti
MINOTTI.COM

DER SITZRIESE

Falsch und lange zu sitzen kann tödlich sein. Daher hat der Designer Don Chadwick aus Los Angeles Stühle entwickelt, auf denen man gesund bleibt.

Von Peter-Philipp Schmitt



Spark: Keinen Bürostuhl, aber einen bequemen Stuhl für drinnen wie draußen hat Don Chadwick für den amerikanischen Hersteller Knoll International entwickelt. Er lässt sich stapeln und kann vier Beine oder Kufen haben.

Das hält kein Stuhl aus, sollte man meinen. Dutzende Roboter scheinen ihn auf Biegen und Brechen kaputt machen zu wollen. Seine Rückenlehne, zum Beispiel, wird von einem Seilzug Abertausende Male nach hinten gezogen, seine Armlehnen nicht weniger häufig von Maschinen mit sanfter Gewalt auseinander gedrückt. Ein Stück weiter in dieser High-Tech-Folterkammer des Möbelherstellers Herman Miller wird die Sitzfläche mit gleich zwei stampfenden Gewichten immer und immer wieder belastet, sie scheinen auf ihr geradezu einen Steppanz in Zeitlupe zu vollführen. Das wiederum tut der weit mehr als ein Zentner schwere Sack nicht, der sich mit Schwung auf dem Stuhl niederlässt, bevor er wieder hochgezogen und abermals fallengelassen wird – ein ewig erscheinendes Auf und Nieder. Daneben schieben Greifarme die Untergestelle auf ihren Rollen hin und her oder lassen sie sich Tag und Nacht im Kreis drehen: erst links herum, dann rechts herum, dann wieder links herum und immer so weiter. Ein guter Stuhl muss Prüfungen über sich ergehen lassen, als sollte er auf den Mond geschossen werden, um dort jahrzehntelang in unwirtlicher Umgebung klaglos seinen Dienst zu versehen. Die genormten Tests sind von solcher Eintönigkeit, dass sie einem menschlichen Wesen nicht zuzumuten sind. Auch darum wurde der Roboter erfunden.

Ein Stuhl, der die Torturen mit Bravour und unbeschadet übersteht, ist der Aeron von Donald „Don“ Chad-

wick und William „Bill“ Stumpf. Doch für ein Produkt von herausragender Qualität sind solche Prüfungen auch nur eine Grundvoraussetzung für den Erfolg. Der Aeron aber ist mehr als ein haltbares Möbelstück, auf dem sich gut sitzen lässt. Er ist sogar viel mehr als ein Möbelstück, wurde er doch in den Neunzigern zum Symbol der „New Economy“. Wer auf sich hielt, saß auf dem Bürostuhl, besonders in den Denkfabriken der kalifornischen Zukunftsbranchen. Als die Dotcom-Blase 2000 platzte, gingen Bilder von ausrangierten Aeron-Stühlen um die Welt. Sie waren genauso überflüssig geworden wie viele ihrer einstigen Nutzer: Gemeinsam wurden sie von den Start-ups im Silicon Valley auf die Straße gesetzt.

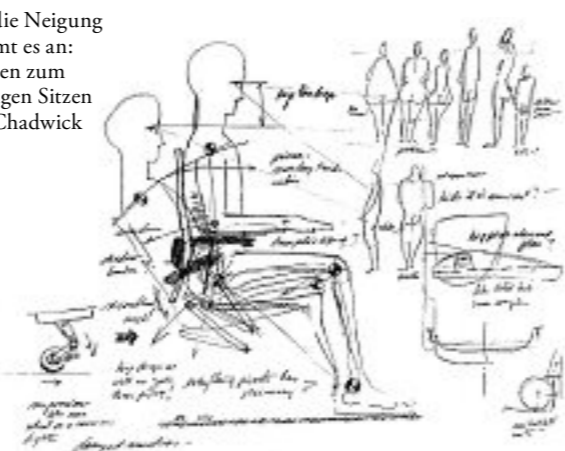
Im „New York Magazine“ wurde sechs Jahre später der Informationsarchitekt Christopher Fahey in einem Nachruf auf den „Dotcom-Thron“ Aeron mit den Worten zitiert, dass die Bilder des „Stühle-Friedhofs“ symbolhaft für ein Jahrzehnt stünden, in dem die überheblich auftretenden Technologieunternehmen sich viel zu großzügig gegenüber ihren Mitarbeitern gezeigt hätten, obwohl es sich die jungen Firmen eigentlich gar nicht leisten konnten.

Für einen Nachruf auf den Aeron war es aber zu früh. Trotz der auch für ihn wirtschaftlich schwierigen Zeit zählt er bis heute zu den meistverkauften Stühlen überhaupt. Herman Miller ist stolz darauf, dass alle 17 Sekunden ein Aeron sozusagen vom Fließband läuft, auch wenn jeder Stuhl aus 210 Teilen besteht, die meist von Hand

zusammengesetzt werden und am Ende perfekt „zusammenarbeiten“, wie es heißt. Weit mehr als sieben Millionen Stühle hat Herman Miller seit 1994 in mehr als 135 Ländern verkauft. Schon 1996, nach nur zwei Jahren, übertrafen die Verkäufe alle Erwartungen – und das bei einem Preis von ursprünglich gut 1000 Dollar.

Dabei war die Aeron-Entwicklung nicht nur langwierig, das Projekt war samt Entwürfen sogar schon wieder in den Schubladen verschwunden. Anfangs sollte es auch kein Bürostuhl werden, sondern ein Sessel für den immer älter werdenden Durchschnittsamerikaner. Ergonomisch gestaltete Möbel, die sich den Bedürfnissen von Senioren

Auf die Neigung kommt es an: Skizzen zum richtigen Sitzen von Chadwick



anpassen, gab es nicht. Weit verbreitet war bis in die siebziger Jahre nur der sogenannte LA-Z-Boy, ein klobiger Sessel, dessen Rücken zurückgelegt werden kann, während eine Fußstütze vorne ausklappt. Sein Hersteller heißt übrigens LA-Z-Boy und hat nichts mit der Stadt in Kalifornien zu tun, es handelt sich vielmehr um eine Verballhornung von „lazy boy“ (fauler Junge).

Dieser Recliner galt in den Vereinigten Staaten lange als das bequeme Maß aller Dinge. Doch im Grunde war er in fast jeder Hinsicht untauglich. Die Technik war schon in den Achtzigern veraltet, der Sessel ließ sich schlecht bedienen, die Schaumstofffüllung saß sich schnell durch, die Polster waren nicht atmungsaktiv, man schwitzte leicht. Wer zu lange saß, etwa Dialyse-Patienten in Krankenhäusern, konnte sich sogar wund sitzen.

Genau da setzten Stumpf und Chadwick an, auch wenn sie am Ende keinen neuen Sessel für Senioren, sondern den „Bürostuhl der Zukunft“ entwarfen, der es in die ständige Sammlung des Museum of Modern Art schaffte, noch ehe der Aeron überhaupt auf den Markt gekommen war. Neu waren damals vor allem die Materialien. Sitz- und Rückenfläche bestanden aus einer aus Kunststoff gewebten Membran, durch die Luft zirkulieren konnte (darauf spielt auch der Name des Stuhls an) und die schmerzhaften Druckpunkte verminderte. Auch ein Neigungsmechanismus wurde eigens entwickelt, der sich dem Körper mit seinen Gelenken in jeder Lage anpasste.

Herman Miller schreckte schließlich davor zurück, einen Sessel nur für Ältere auf den Markt zu bringen. Der Entwurf mit Namen Sarah wurde nie umgesetzt. Einige Jahre später begannen Chadwick und Stumpf aber anhand ihrer alten Ideen, Aeron zu entwerfen. Ein Kultobjekt war geboren, das auch in Hollywood vor die Kamera trat: Will Truman, der schwule Anwalt aus der Serie „Will & Grace“, war einer der ersten, der sich nach dem Stuhl verzehrte. Später folgten ihm Dr. House in „Dr. House“ und Sheldon Cooper in „The Big Bang Theory“.

Bill Stumpf starb 2006 – Don Chadwick tüfelt bis heute am richtigen Sitzen: Erst im vergangenen Jahr kam

eine verbesserte Version des Klassikers heraus, die noch leichter, noch ergonomischer, noch funktionaler ist – und mittlerweile zu 94 Prozent wiederverwertbar.

Don Chadwick, Jahrgang 1936, ist ein gebürtiger Angeleno. Bis heute hat er sein Studio in der Stadt der Engel. Die Begeisterung für Möbel hat er von seinem Großvater, einem Tischler, bei dem er schon als Kind in die Lehre ging. Später studierte er Design an der University of California in Los Angeles (UCLA) und traf dabei auch auf Große seines Fachs wie Charles und Ray Eames. Mitte der sechziger Jahre machte er sich selbständig. Seinen ersten Großauftrag bekam er 1974 von Herman Miller. Seither hat er sich vor allem einem Möbelstück verschrieben: dem Bürostuhl.

Dabei beschreitet er auch ungewöhnliche Wege. Das zeigt sein Mehrzweckhocker Ballo. Auf ihm kann man eigentlich nicht falsch sitzen. Und allzu lange auch nicht: Denn das ist im wahren Sinne des Wortes tödlich. Wer sich kaum bewegt, hat zum Beispiel ein doppelt so hohes Risiko, an Diabetes zu erkranken, wie Menschen, die auch im Büro viel auf den Beinen sind. Wer falsch sitzt, wird nervös und müde, bekommt Kopf- und Rückenschmerzen, ist zumindest unmotiviert und unkonzentriert. Der Mann, der so viel über das richtige Sitzen weiß, kommt selbst mit 80 kaum zur Ruhe. Wenn er nicht gerade die Welt bereist, ist er mit Stanley, seinem Schweizer Sennenhund, in den Bergen von Los Angeles unterwegs.



Take a seat: Don Chadwick

Foto Herman Miller



Chadwick: Zwölf Jahre alt ist der nach dem Designer benannte Stuhl. Auch der Entwurf für Knoll International hat ein elastisches Netzgewebe. Die dynamische Rückenlehne stimmt den Öffnungswinkel zur Sitzfläche auf die natürlichen Bewegungen des Benutzers ab.



Aeron: Die von Don Chadwick und Bill Stumpf 1994 entworfene Design-Ikone (hier die 2016 überarbeitete Version) ist seit vielen Jahren Amerikas meistverkaufter Stuhl.

Ballo: Der Mehrzweckhocker (Humanscale) fördert das dynamische Sitzen. Chadwick ließ sich 2014 vom Sitzball zu dem Kunststoff-Produkt inspirieren, das leicht ist (6,1 Kilogramm) und mit Luft gefüllt.



Equa: Schon zehn Jahre vor dem Aeron brachten Don Chadwick und Bill Stumpf einen Bürostuhl auf den Markt (Herman Miller), der sich dem Körper und seiner Sitzposition anpasst, ohne dass Dutzende Knöpfe und Hebel bedient werden müssen – rechts die Variante für hohe Tische.



Diane

Vor 70 Jahren zeigte Christian Dior seine erste Couture-Kollektion. *Ellen von Unwerth* erzählt die Legende weiter – und fotografiert *Diane Kruger*, einen der wenigen deutschen Schauspiel-Stars von Weltrang.

Von *Alfons Kaiser*



Oberteil aus geflochtenem ecrufarbenem Leder mit gleichfarbigem Tüllkeid. Schwarze Pumps (9,5 Zentimeter) mit „J'Adior“-Stickerei auf dem Band.

Alle Kleider aus der Prêt-à-porter-Kollektion für Frühjahr und Sommer von Dior.

Warten auf Diane. Das heißt bei einer Prominenten: mindestens eine Stunde warten, sonst ist sie eigentlich kein Star. Deshalb also ist auch die Star-Fotografin noch nicht da, sie kennt die Rhythmen. Wie durch göttliche Fügung erscheint sie dann im rechten Moment. Diane Kruger und Ellen von Unwerth, zwei deutsche Stars der Modewelt, verstehen sich auf die Minute genau. Bei den Fotoaufnahmen wird sich später zeigen: Die Schauspielerin und die Fotografin verstehen sich sogar auf die Millisekunde.

Bis die beiden kommen, sind die vier Assistenten der Fotografin in Suite 461 des Plaza Athénée gut beschäftigt. In dieser ersten Stunde eines langen Nachmittags bereiten sie alles vor: putzen die Objektive, testen die Lichtanlage und werfen sich lasziv aufs Bett, um auch für solche Szenen schon mögliche Belichtungszeiten auszuprobieren.

Zeit also, sich einmal umzusehen. Die Postkartenaussicht zieht den Blick hinaus: auf die Avenue Montaigne, auf die Place de l'Alma und über die Seine auf den Eiffelturm. Als die Sonne untergegangen ist, blinken die Lichter am Turm. Da ist aber schon alles fotografiert, die Kameras sind eingepackt, und Ellen von Unwerth nimmt die Szene noch schnell mit dem Mobiltelefon auf.

Warten auf Diane – die übrigens nicht auf sich warten lässt wie ein x-beliebiger Star, sondern wirklich viel zu tun hat in dieser Couture-Woche, für die sie eingeflogen ist, bevor sie gleich morgen früh, nach einem großen Dinner heute Abend, nach New York zurückkehrt, wo sie lebt, wenn sie nicht in Paris ist oder zu Besuch in Deutschland.

Das Plaza Athénée könnte nicht besser passen für diese Modeaufnahmen. Denn es soll hier vor allem um Christian Dior gehen, den legendären Modeschöpfer, der vor genau 70 Jahren sein Modehaus gründete: Am 12. Februar 1947 zeigte er in der Dior-Zentrale schräg gegenüber seine erste Couture-Kollektion, die mit dem verschwenderischen und beschwingten „New Look“ die Frauen begeisterte und den Krieg langsam vergessen machte.

Und in dieser Saison geht es natürlich um die ersten Entwürfe einer Modemacherin für das Haus. Nach Diors Tod im Alter von nur 52 Jahren am 24. Oktober 1957 folgten ihm als Designer Yves Saint Laurent, Marc Bohan, Gianfranco Ferré, John Galiano, Bill Gaytten und Raf Simons. Im vergangenen Jahr wurde diese Männer-Linie endlich durchbrochen. Die Nachnachschnachnachschnachfolgerin von Christian Dior heißt Maria Grazia Chiuri. Die italienische Designerin bringt einen weiblichen Stil in dieses Haus – mit feministischen Motto-T-Shirts in der Frühjahrskollektion und femininen Dior-Couture-Entwürfen, die sich Diane Kruger vorgestern aus der ersten Reihe angeschaut hat.



Plissiertes und besticktes weißes schulterfreies Kleid; schwarze Riemenpumps (6,5 Zentimeter) mit „J'Adior“-Stickerei auf dem Band



Weißes T-Shirt mit Stickerei; schwarze Siebenachtel-Lederhose; schwarze Pumps (9,5 Zentimeter) mit „J'Adior“-Stickerei; auf der Stange: nudefarbenes Tüll-Oberteil mit Stickerei „Le Jugement“ sowie Tüllrock mit Stickerei „La Roue de la Fortune“; auf dem Hocker: Handtasche „Lady Dior“ aus kristallbesetztem schwarzem Kalbsleder mit „D.I.O.R“-Charms in Gold antik



In dieser Geschichte hat das Hotel eine besondere Bedeutung. Denn Christian Dior gründete seine Marke in der Avenue Montaigne 30, eben weil das Plaza Athénée, das er so liebte, schräg gegenüber liegt. Hier stiegen die Kundinnen ab, wenn sie zu den Schauen anreisten. Der „tailleur Bar“, die taillierte Jacke, die zum Dior-Markenzeichen wurde, ist nach der Hotelbar benannt. Waren die Kleider im Dior-Atelier endlich angepasst, gesellten sich in der Bar des Plaza Athénée die Damen in der Bar-Jacke zu ihren Männern – die vermutlich länger auf ihre Frauen zu warten hatten als vier Stockwerke höher in der Suite 461 mittlerweile 20 Stylisten, Assistenten, Make-up-Fachleute, Kleiderboten, Sicherheitsleute und Kellner auf Diane.

Das Hotel dankt es der Marke gegenüber mit einer originellen Idee. Chefkoch Alain Ducasse vom „Relais Plaza“ hat ein Menü nach den Vorstellungen des Genießers Christian Dior komponiert – nur leichter, angepasst an heutige Verhältnisse. Makaber ist die nette Geste dennoch: Denn Christian Dior, Gourmet und Gourmand, erlitt vermutlich auch deshalb so früh seinen dritten und letzten Herzinfarkt, weil er allzu wohlgenährt war.

Aber das ist die alte Männerwelt. Heute herrscht hier Frauenpower. Schon Christian Dior kleidete prominente Frauen von Marlene Dietrich über Marilyn Monroe bis Grace Kelly ein. Da passt es gut, dass nun Diane Kruger hereinkommt. Neben Stars wie Charlize Theron, Marion Cotillard, Natalie Portman und Jennifer Lawrence wird auch sie von Dior ausgestattet. Und sie erinnert an die alten Ikonen, an die kühle Distanz Marlene Dietrichs und auch an Marilyn's präfeministische Verführungskraft.

Denn kaum hat Ellen von Unwerth die Schauspielerin zur Begrüßung umarmt, kaum haben sie ein weißes schulterfreies Sommerkleid ausgesucht fürs erste Bild, posiert Diane Kruger auf dem Sofa, als wäre es nichts: wirft das Kleid über den Kopf, zieht die Arme in die Länge und verschränkt die Beine mal so, mal so und mal so.

Die beiden kennen sich, klar. Aber wann haben sie das letzte Mal Aufnahmen zusammen gemacht? „War das für die ‚Glamour?‘“ – „Nein, das war doch diese Marlon-Brandosache mit den Tauben in New York.“ – „Ich dachte, für den russischen ‚Tatler?!‘“ Egal, Diane weiß, was sie gibt, Ellen weiß, was sie nimmt. Am Ende machen sich beide ihr Bild. „Beiß mal aufs Kleid!“ – „Aber ich trage Lippenstift!“ – „Egal!“ – „So?“ – „Ja! J'adore!“

Überhaupt lockert Ellen von Unwerth ihre Stars auf. Ein Assistent trägt immer den Lautsprecher hinterher. „Ohne Musik kann ich nicht arbeiten.“ Mit Soul, Funk oder Disco steigt auch vor der Kamera die Stimmung. Was sie damit erreichen will? „Energy, fun, rhythm.“

Die Fotografin arbeitet in fröhlicher Selbstverständlichkeit. Auf die Frage, ob eine Aufnahme im Gegenlicht der Sonne nicht zu schwierig sei, ruft Ellen von Unwerth: „Nichts ist schwierig für Ellen.“ Das bisschen Gegenlicht kriegt sie auch noch in den Griff. Und zu Diane: „Schieb doch mal den Eiffelturm beiseite!“

Von Stress ist nichts zu spüren. Ellen von Unwerth, die in Frankfurt geboren wurde und im Allgäu aufwuchs, gehört zu den erfahrenen Modefotografen. Von Claudia Schiffer bis Manuel Neuer, von Lady Gaga bis Rihanna hatte sie alle Stars vor der Kamera. Gerade hat sie eine Kampagne mit Megan Fox in Los Angeles geschossen, morgen fliegt sie für eine Modestrecke nach New York – und zu den Oscars stellt sie in Los Angeles Fotos aus ihrem neuen Bildband „Heimat“ (Taschen-Verlag) vor, mit denen sie einen eher satirischen als dokumentarischen Blick auf die Orte ihrer bayerischen Jugend wirft.

Bei der Kleiderauswahl müsste kein Stylist dabei sein. Denn Diane Kruger, gerade 40 Jahre alt geworden, ist schon seit 25 Jahren in der Modewelt. Obwohl nur 1,71 Meter groß, hat sie lange als Model gearbeitet, und als Schauspielerin ist sie kilometerweit über rote Teppiche gegangen. Die Looks kann sie schon an der Stange gut einschätzen: „Der Bund ist zu weit“, sagt sie über eine Hose. Als sie die Hose angezogen hat, sehen es alle: Der Bund ist zu weit. Also zerrt die Styling-Assistentin an ihr herum – und Ellen von Unwerth macht schnelle Aufnahmen mit einem zu weiten Bund, der gerade gerafft wird.

Diane Kruger beherrscht viele Rollen. Sie könnte auch noch Designerin werden. Vielleicht wäre das sogar eine gute Beschäftigung, um sich vom Schauspiel zu erholen. Denn von „Troja“ bis „Inglourious Basterds“ spielt sie mit einer Intensität, die nichts mit dem Klischee einer kühlen Blondin aus dem Norden, also aus Niedersachsen, zu tun hat. Besonders fordernd, so erzählt sie, waren die letzten Dreharbeiten. Zum ersten Mal überhaupt spielt sie in

Baumwoll-T-Shirt mit Aufdruck „WE SHOULD ALL BE FEMINISTS“



Styling: Markus Ebner
Management Diane Kruger: Olivier Guigues
Make-up: Christophe Danchaud
Haare: Perrine Rougemont
Schmuck: Evelyn Tye
Styling-Assistenz: Emanuela Potorti
Studio-Manager Ellen von Unwerth: Clara Rea
Erste Foto-Assistenz: Stan Rey Grange
Zweite Foto-Assistenz: Marion Perez
Digitalverarbeitung: Jérôme Vivet
Fotografiert am 26. Januar 2017.
Dank an das Hotel Plaza Athénée Paris.

Diane



Schwarzes Seidenkleid mit weißen Polkatupfen; Ohrringe „Juste un Clou“ in Gelbgold mit Diamanten sowie Armreifen „Juste un Clou“ von Cartier

einem deutschen Film. „Ich hatte lange auf eine Rolle in einem deutschen Film gewartet, die mich anspricht. Und ich wollte schon immer mal mit Fatih Akin drehen. Seine Filme gefallen mir. Er hat etwas zu sagen.“

In dem Film „Aus dem Nichts“ spielt sie eine junge Frau, deren Mann und Sohn Opfer eines rassistisch motivierten Bombenanschlags werden. Etwa drei Monate war sie für die Dreharbeiten im Herbst in Deutschland. Schon wegen der NSU-Verbrechen und des Zschäpe-Prozesses war der Stoff aktuell. Durch die zunehmende politische Polarisierung und die Erfolge von Rechtspopulisten wird er noch brisanter: „Der Film reflektiert die Zeit, in der wir leben. Es ist das Schicksal einer Frau, und es ist sehr emotional – das hat mich am meisten angesprochen.“

Die Dreharbeiten haben sie arg mitgenommen. Nicht wegen des „krassen Typwechsels“, für den sie ihre Haare lassen musste. Auch nicht wegen des dramatischen Stoffs – als Absolventin einer französischen Schauspielschule im Fach „Klassisches Theater“ kennt sie sich mit Dramen aus. Vielmehr war es die fordernde Hauptrolle: „Der Film hat mich fast umgebracht. Es ist selten, dass man in jeder Szene dreht, jeden Tag. Es war ein äußerst intensiver Film. Am Ende konnte ich nicht mehr. Fatih auch nicht.“

Sie ist es zwar gewohnt, extreme Emotionen zu spielen. „Aber wenn man als Hauptdarsteller sozusagen der Kapitän ist, was ja sehr selten ist für eine Frau, dann muss man auch die anderen mitziehen.“ Die deutsche Crew habe sie zwar immer wieder aufgerichtet. „Aber in einer Woche musste ich in meiner Rolle so viel heulen, dass meine Augen ganz rot und geschwollen waren.“

Weil sie keinen Film im Rennen hat, wird sie dieses Mal nicht zur Oscar-Feier gehen. „Wenn ich da bin, gehe ich nur zur ‚Vanity-Fair‘-Party danach.“ Aber am liebsten schaut sie sich die Verleihung der Filmpreise sowieso im Fernsehen an: „Da bekommt man mehr mit.“

Noch Wünsche? „Ich würde gerne mehr Komödien machen.“ Vielleicht sollte sie es doch mal mit der Mode probieren? „Die Mode hat es mir ermöglicht, nach Paris zu kommen“, sagt sie. „Sie hat mir die Welt gezeigt. Aber Mode allein reizt mich nicht unbedingt. Auch das Modeln war irgendwann langweilig, weil es sich wiederholte. Man wird erwachsener und will mitentscheiden.“

Man sieht's bei den Aufnahmen. Das schwarze Kleid mit den weißen Punkten? „Ich weiß nicht.“ Und wirklich: Als sie es trägt, beult es sich so aus, dass es auch die schmale Dior-Taille nicht besser macht. Was tun? Posieren! Und am Ende sehen auch diese Fotos aus, als wären all die Kleider nur für sie gemacht. ◀

Ohrringe „Paris Nouvelle Vague“ in Weißgold mit Diamanten von Cartier



Deutsches Team: Ellen von Unwerth und Diane Kruger

Diane



A. Odenwald
Schmuckmanufaktur seit 1882
www.odenwald-schmuck.de



250 Jahre
Goldstadt Pforzheim
Jubiläumsfestival 2017

Frau Riekel, als Sie 1997 die Chefredaktion der „Bunten“ übernahmen, steckte das Blatt in einer Krise. Die Auflage war gesunken, die Redaktion verstört, Anzeigenkunden abgeschreckt, Promis in Abwehrhaltung. Das war eine schwierige Zeit. Ich war ja Nachfolgerin von Franz Josef Wagner, dessen Texte mich als junge Journalistin begeisterten. Wagner hatte die Redaktion mit harter Hand geführt. Ich dachte, mit meinem freundlichen Stil würde ich gut ankommen. Ich übernahm ein Team, das männlich geprägt war.

Die wollten die Peitsche?
Jedenfalls waren sie klare Ansagen gewöhnt. Und das habe ich dann auch schnell begriffen. Wenn mir ein Layout nicht gefiel, habe ich es solange neu machen lassen, bis es saß. Und wenn es zehn Mal gemacht werden musste.

So weit sind wir jetzt aber noch nicht.
Nein. Da kam also ich. Klein, vollbusig und auch noch die Freundin vom Markwort. Alle nahmen an, in Wirklichkeit sei Markwort der „Bunte“-Chef. Wobei ich schwöre, dass ich ihm nicht ein einziges Mal in 20 Jahren vorab einen Titel gezeigt habe, never ever. Ich war am Anfang wahnsinnig schüchtern, ich hatte totales Lampenfieber. Aber ich habe mir gesagt: Ich muss das machen, was ich kann.

Was können Sie besonders gut?
Ich würde sagen, ich verstehe etwas von Menschen. Ich habe immer versucht zu begreifen, warum Menschen so handeln, wie sie handeln. Ich hätte Profiler bei der Polizei oder Verhaltensforscherin werden können. Außerdem war ich eine Frau, und „Bunte“ wird von Frauen gekauft. Und ich war um die vierzig, also etwa in dem Alter der meisten Leserinnen. Ganz wichtig: Ich bin keine Zynikerin. Zynismus und Ironie schrecken viele Frauen ab. Entweder weil sie sich bei bösen Gedanken ertappt fühlen oder weil sie diese Art von Humor nicht lustig finden.

Was interessiert „Bunte“-Leserinnen?
Gefühle, Schicksale. Aber auch: welches Kleid Kate trägt, warum Victoria von Schweden sich einen Mann aus dem Volk genommen hat und wie Uschi Glas damit fertig wurde, dass ihr Mann sie betrog.

Sie glauben fest an die Unterschiedlichkeit von Frauen und Männern?
Sie nicht?

Haben Sie sich in Ihrem Verhalten von autoritären Vorbildern gelöst? Henri Nannen soll mal gesagt haben: „Herr Kollege, Ihr Text hat eine starke und eine schwache Seite. Er fängt schwach an und fällt dann stark ab.“
Wenn mir ein Text nicht gefiel, habe ich nicht gesagt: „Mist.“ Ich habe gesagt: „Interessant, was Sie geschrieben haben. Tolle Gedanken, wirklich gut. Mir fehlt aber hier eine kleine Ergänzung.“ Die Kollegin, der Kollege muss aus meinem Büro mit dem Gedanken herausgehen: „Die Chefin versteht mich. Die weiß, was ich geleistet habe, und ich denke jetzt noch einmal neu nach.“ Ich wollte niemals Kollegen herunterputzen oder fertig machen. Bei gleichzeitigem Pochen auf Qualität in Texten und Layout.

In der Redaktion gab es auch noch Probleme mit dem Klatschreporter Michael Graeter.
Ja, er hat gleich am Anfang gesagt, wir kämen gut miteinander aus, wenn er vollkommen selbständig arbeiten könne.



Patricia Riekel, die frühere Chefredakteurin der „Bunten“, mit ihrem Kater Bobby und ihrem Lebensgefährten Helmut Markwort im Hintergrund

„Prominenz allein reicht nicht“

„Bunte“-Herausgeberin Patricia Riekel über die Arbeit mit Stars, gelungene Cover, das gesellschaftliche Sibirien und zuverlässige deutsche Promis

Interview Peter Lückemeier, Fotos Frank Röth

Das wäre also auf ein Heft im Heft hinausgelaufen.

Er wollte nicht redigiert werden?
Da habe ich gesagt: „Das geht nicht.“ Ich war selbst erstaunt darüber, was für eine Härte da in mir erwachte. Ich sagte sinngemäß: „Eine Zeitschrift muss ein Gesicht haben, sie muss eine überzeugende Gesamtpersönlichkeit sein, aus einem Guss. Und wenn Sie, Herr Graeter, über Prominente schreiben, muss ich wissen, was Sie schreiben. Ich muss auch sagen können: ‚So nicht!‘“ Ich bin dann auch wirklich hart geblieben. Im Laufe der Jahre, nachdem einige Wichtigtümer gegangen waren, hatte ich ein tolles Team.

Wie den Reporter Paul Sahrner.
Paul war großartig, sein Tod hat mich sehr getroffen. Er war manchmal eine echte Diva, aber er ließ einen niemals hängen. Wenn wir kein Thema hatten, konnte man ihm sagen: „Paul, wir sind verzweifelt.“ Dann meinte er: „Kein Problem, ich ruf mal Clinton oder den Papst an.“ Den Papst hat er vielleicht nicht ans Telefon bekommen, aber den Kardinal.

War es schwierig, mit Hubert Burda einen Verleger zu haben, der einst Chefredakteur von „Bunte“ war?

Im Gegenteil, es war eine besondere Freude. Der Verleger interessiert sich für die Gesellschaft, wie sie funktioniert, was sie zusammenhält. Man kann mit ihm auch wunderbar über scheinbar vordergründige Fragen wie Placements diskutieren: Wer sitzt wo? Wer ist im Blickpunkt platziert, und wer sitzt plötzlich im gesellschaftlichen Sibirien? Wir haben uns fast jeden Dienstag zum Gespräch getroffen. Dr. Burda hat seine Gedanken dargelegt, über seine Erlebnisse, seine Begegnungen, seine Lektüre gesprochen. Er hat mich, nur als Beispiel, vertraut gemacht mit den Gedanken von Georg Franck, der in seinem Buch „Ökonomie der Aufmerksamkeit“ die Aufmerksamkeit als neue Währung deutet, die wertvoller ist als Geld. Bei diesen Treffen habe ich immer mitgeschrieben, ganze Hefte voll. Dr. Burda hat mich unglaublich inspiriert.

Welche Stars funktionieren auf dem Titel?
Ausländische nur in Ausnahmen. Wenn sie eine Hochzeit feiern. Oder wenn sie

gestorben sind. Die Trennung von Brad Pitt und Angelina Jolie funktioniert auf dem Titel, weil die beiden eines dieser wenigen weltlichen Königspaare waren. Das „Bunte“-Publikum ähnelt dem der ARD, es geht weniger oft ins Kino und ist mit ausländischen Stars nicht so vertraut. „Bunte“-Käufer wollen zuverlässige Promis, die dürfen auch nicht zu schlicht sein. Einen Super-Titel hatten wir mal mit Michaela May, die jenseits der 50 ihre große Liebe fand. Auch Sabine Christiansens Schicksal ging den Lesern nahe. Barbara Becker funktioniert immer noch auf dem Cover, allerdings nicht mehr alleine. Dass sie sich mit 50 Jahren in einen jüngeren Mann verliebt – das ist doch eines der großen Themen für Frauen, dass in der Mitte des Lebens nicht alles vorbei ist. Jemand, der Wirkung entfalten kann, wäre sicherlich auch noch Iris Berben. Ihr Leben birgt Geheimnisse. Sie hat ein interessantes Privatleben, erzählt wenig über sich. Und sie sieht umwerfend aus.

Männer allein auf dem Titel?
Nein. Außer sie sind tragisch gestorben wie Roy Black oder Michael Jackson.

Til Schweiger?
Nein. Den sieht man zwar gern im Kino, aber so ein Parade-Macho berührt die Seele der Frau nicht. Prominenz allein reicht nicht, um tieferes Interesse zu wecken. Ganz anders Ernst August von Hannover, dessen Ehe mit einer der interessantesten Frauen der Welt, Prinzessin Caroline, noch immer die Leserinnen fasziniert.

Boris Becker?
Immer noch, ja. Obwohl er heute fast nur noch dadurch bekannt ist, dass er bekannt ist. Aber er hatte diese sagenhafte Erfolgsgeschichte. Die Leser wollen wissen, wie er das mit den Frauen macht und wie er mit seinem Nachruhm fertig wird.

Günther Jauch?
Eher nein. Dabei ist er einer der beliebtesten Fernsehstars. Jauch ginge auf dem Titel, wenn etwas mit seiner Ehe nicht stimmen würde. Ich schwöre aber, dass ich darüber nichts weiß und das andernfalls auch niemals behaupten würde, denn er würde einen sofort juristisch verfolgen.

Wirtschaftsbosse?
Die werden ja schon in Wirtschaftszeitschriften aufmerksam beäugt und dermaßen hart beurteilt, wie wir denen das bei „Bunte“ gar nicht zugemutet hätten.

Politiker?
Funktionieren manchmal.

Wer und warum?
Frauke Petry finde ich interessant. Sie bekommt ihr fünftes Kind, ihr neuer Mann hat vier, da steckt doch eine tolle Geschichte drin. Ich glaube auch, dass Horst Seehofer deutschlandweit Interesse weckt. Weil er aufregt, wütend macht oder Zustimmung findet, und weil er früher auch ein privat interessantes Leben geführt hat. Auch Frau Merkel könnte funktionieren – als bekannte Unbekannte.

Hochzeiten auf dem Titel?
Gehen gut, sie machen fröhlich.

„Bunte“ wird heute vor allem im Supermarkt gekauft, oder?
Genau. Die Zeitschriften und Zeitungen sind ja meistens am Ende der Einkaufskette aufgebaut, meist rechts vor den Kassen. Der Kundin muss dann jemand vom Titel entgegenspringen. Sie muss diese Persönlichkeit sofort erkennen. Auch die Zeile darf nicht kompliziert sein, nicht zu viele Wörter enthalten. „Neues Glück mit 53“, „Krebstod mit 42“. Das geht, aber die Schlagzeile darf mich als Käuferin auch nicht beleidigen, nicht meinen Anstand, meine Moral. Die Kaufentscheidung ist eine Sache von vielleicht drei Sekunden.

Haben Sie über die Titel allein entschieden?
Nein, im Kreis von etwa zehn Leuten. Ich habe immer darauf geachtet, dass Männer und Frauen in gleicher Zahl dabei waren. Wenn Redakteurinnen fehlten, habe ich Sekretärinnen dazu gebeten.

Weil Frauen andere Dinge sehen?
Aber ja. Männer stellen sachlich fest: Ah ja, das sind Angelina und Brad, Justizminister Maas und Natalia Wörner. Frauen fragen sich: Halten die Blickkontakt? Was macht er mit seiner Hand? Wie nah stehen sie beieinander? Herrscht da eine gute Schwingung zwischen den beiden?

Sind People-Magazine durchs Internet eigentlich schwieriger geworden?

Definitiv. Früher freuten sich die Menschen auf den „Bunte“-Donnerstag, heute sind sie fast in Echtzeit über alle Ereignisse informiert. Bei „Bunte“ fällt meistens Montag die Entscheidung, wer auf den Titel kommt, aber das Heft erscheint erst am Donnerstag – das ist in den Tagen des Internets ein langer Zeitraum. Ein Beispiel: Der Rücktritt von Papst Benedikt XVI. wurde an einem Montagmittag verkündet, kam noch auf den Titel. Aber natürlich sind Zeitungen, Radio, Internet mit diesem Thema bis zum Donnerstag geradezu explodiert. Deswegen wuchs unsere Auflage nicht so, wie wir es erwartet hatten. Zeitschriften müssen heute ganz anders gemacht werden.

Nämlich?
Sie müssen eine Haltung haben und damit das Lebensgefühl ihrer Leser treffen. Ich glaube, dass sich Leser trotz aller Informationsbedürfnisse in dieser schwierigen Zeit auch nach leichten, optimistischen und lebensbejahenden Geschichten sehnen. Da tun sich Reporter- und Nachrichtenmagazine, trotz großartigem Informationsjournalismus, schwer. „Bunte“ hat dagegen eine sehr stabile Auflage. Weil sich die Leserinnen und Leser – in dieser Reihenfolge – mit dem Blatt wohl fühlen können. Die Leser möchten sich berühren lassen und gerührt sein. Das haben wir eigentlich immer gut hinbekommen, sonst hätten wir nicht „Park Avenue“, „Vanity Fair“, „Neue Revue“ und „People“ überlebt.

Es gibt arbeitende und repräsentierende Chefredakteure. Sie gehörten zu den fleißigen.
Ich war eigentlich immer in der Redaktion. Ich bin auch selten in die Kantine und nur ungern auswärts zum Essen gegangen, denn dann ist man erst wieder um halb drei am Schreibtisch und verfällt dort in Verdauungsagonie. Nein, ein Chef hat immer da zu sein. Und wenn ich auswärts übernachtete, habe ich die Frühmaschine genommen, um bei der täglichen Morgenkonferenz um halb elf dabei zu sein. Aber verstehen Sie mich nicht falsch: Ich habe mich nicht aufgeopfert. Ich habe gearbeitet, weil es mir irren Spaß bereitete. „Bunte“ zu gestalten war für mich der schönste Job der Welt. Es gab natürlich auch schwierige Zeiten, manchmal war ich nah an den Tränen. Aber 70 oder 80 Prozent meiner Arbeit habe ich geliebt.

Sind Sie eigentlich nicht sauer auf Menschen, die es schaffen, ein Leben ohne jede Öffentlichkeit zu führen? Wie die Aldi-Brüder es taten, wie der Lidl-Gründer Dieter Schwarz, wie der Schriftsteller Patrick Süskind?
Natürlich wäre es spannend, mehr über die Albrechts oder Herrn Schwarz zu erfahren. Patrick Süskind war übrigens ein Klassen-

kamerad. Mir sind Fotos von ihm angeboten worden. Aber ich hätte die nie gedruckt, weil ich weiß, dass er das nicht will. Ich finde, dass man den Wunsch von Menschen nach Zurückgezogenheit und Anonymität respektieren muss. Wenn allerdings jemand die Öffentlichkeit nutzt, um zu Ruhm und Geld zu kommen, sieht die Sache anders aus. Ich erinnere mich an etliche Schauspieler, aber auch Manager, die nach Publizität geradezu gierten.

Stimmt es, dass die spannendsten Geschichten noch nicht geschrieben sind?
Das ist richtig. Aber es hat auch Gründe: weil man diskret ist oder sich wichtige Kontakte nicht kaputt machen lassen will. Mir sagen viele Menschen, ich könne doch jetzt im Ruhestand einmal in einem Buch alles kundtun, was ich so weiß. Aber das tue ich nicht, denn wenn „Bunte“ etwas nicht veröffentlicht hat, dann hatte das ja seine Gründe. Zum einen juristische; und zum anderen bin ich im Laufe der Jahre sensibel geworden. Wenn man mit Menschen spricht, über die man geschrieben hat oder hat schreiben lassen, und erfährt, welche Konsequenzen es für sie und ihre Familien hatte, dann wird einem klar, was man für eine Verantwortung hat. Ich gestehe, dass ich nicht immer rechtzeitig korrigierend eingriffen habe.

Stichwort Kachelmann?
Nächste Frage bitte.

Bundespräsident Wulff?
Da waren wir eines der wenigen Magazine, das nicht den Respekt vor dem Menschen verloren hat. Gerade in Deutschland gibt es gegenüber erfolgreichen Menschen reflexartige Vorurteile. Aber auch Christian Wulff war fair und nach Faktenlage zu beurteilen.

Die Scharping-Pilati-Pool-Geschichte von 2001 würden Sie wieder veröffentlichen?
Ja, klar. Es tat mir zwar leid, dass sie zu Scharpings Rücktritt beitrug. Aber er hatte das Interview mit Paul Sahrner ja nicht unter vorgehaltener Pistole geführt. Und er hatte die Fotos vorher gesehen.

Und das Seehofer-Baby?
Ich möchte das gerne allgemein beantworten. Es gibt den Spruch, dass das Private auch immer politisch sei. Aber angenommen, ein Spitzenpolitiker hat einen One-Night-Stand, dann ist das in meinen Augen seine Privatangelegenheit. Geht es aber um die Nebenbeziehung eines verheirateten Politikers, ist es von öffentlichem Interesse. Der Wähler will wissen: Wie geht der Politiker damit um? Kann ich daraus Rückschlüsse auf seine Zuverlässigkeit ziehen?



Unter Büchern: In ihrem Fast-Ruhestand muss Patricia Riekel nicht mehr alles schnell-schnell machen.

Wenn Sie die Wahl hätten zwischen einer Home-Story über Jürgen Habermas oder Claudia Schiffer – wen würden Sie wählen?
Das käme darauf an, ob jemand wie Prof. Habermas sich öffnen würde. Claudia Schiffer ist auf den ersten Blick vielleicht langweilig, aber nicht auf den zweiten, sie interessiert sich heute sehr intensiv für Kunst. Viel lieber würde ich aber eine Home-Story über Frau Merkel schreiben. Ich würde gern wissen, wie sie lebt, was für ein Mensch sie privat ist. Sie soll ja nicht die Tür zum Schlafzimmer öffnen, aber vielleicht zum Balkon oder zum Garten.

Mit wie vielen Promis sind Sie befreundet?
Es gibt erfolgreiche Frauen, die ich privat schätze, wie Veronica Ferres, Vicky Leandros, Uschi Glas oder Barbara Becker. Frauen, die aus ihrem Talent etwas gemacht haben, zuverlässige Freundinnen. Dabei sollte man als Journalistin Prominenten nicht zu nahe sein. Denn wenn das Leben solcher Menschen in Schräglage gerät, bedeutet das eine Schreibblockade. Wo ich mich zwischen gutem Stoff und Freundschaft zu entscheiden habe, bin ich ganz für Freundschaft und Loyalität.

Wie geht es Ihnen im Rubestand hier in Ihrem schönen Münchner Haus?
Gut.

Ist das Berufsleben nicht schöner?
Schwierige Frage. Ich habe „Bunte“ mit größtmöglicher Leidenschaft gemacht. Das war wunderbar. Der Fast-Ruhestand hat mir neue Perspektiven eröffnet. Ich kann mich intensiv mit den unterschiedlichsten Themen beschäftigen. Ich interessiere mich zum Beispiel überraschenderweise für Naturwissenschaften. Ich lese die Zeitung gründlicher, nicht so zack-zack.

Welche lesen Sie?
Natürlich die Münchner Zeitungen und jeden Morgen die „Welt“, Herr Markwort die F.A.Z. Dann tauschen wir uns aus.

Pläne?
Ich habe viele Ideen.

Vielleicht Drehbücher, wie Ihr Vater?
Ja, das wollte ich schon immer. Es gibt eine Idee und auch ein Angebot.

Sie lesen pro Woche drei Krimis, wollen Sie vielleicht mal einen schreiben?
Ich bin noch nicht sicher, was mir mehr Spaß macht: einen blutrünstigen Krimi zu schreiben oder zu lesen.

Ein eigenes Magazin?
Eine verführerische Idee. „Barbara“ beweist, dass eine Zeitschrift über eine einzige Person funktionieren kann. Darin liegt eine Zukunftsperspektive für Verlage. Leser sind mit vielen Informationen gefüttert. Sie sehen sich nach einer Leitfigur, einer Persönlichkeit. Ein schönes Beispiel dafür ist auch der „Focus“, der die freie, liberale und konservative Meinung von Helmut Markwort widerspiegelt.

Sie sind noch Herausgeberin von „Bunte“ und allen Titeln von „Burda Style“.
Ein schöner Ehrentitel. Ich sehe mich als Botschafterin dieser Magazine und würde gerne noch viel von meiner Erfahrung weitergeben. In den vergangenen 47 Jahren im Job musste immer alles schnell-schnell gehen. Deshalb tut mir die Verlangsamung meines Lebens richtig gut. Ich habe mehr Zeit als früher und kann mich um meinen Freundeskreis kümmern.



Japanisch: Niki Nakayama serviert im „n/naka“ auf kunstvolle Weise Traditionsküche.

Salsa in Los Angeles

Restaurants in Los Angeles schließen im Durchschnitt nach nicht einmal einem Jahr. Diese Köche haben länger durchgehalten – die einen mit einem 185-Dollar Menü, die anderen mit Tacos von der Straßenecke.

Von Aziza Kasumov, Fotos Magali Gauthier

Es hat eine Weile gedauert. Sie musste sich monatelang herantasten, suchen, probieren und nachfragen. Doch jetzt hat sie es, sagt Besha Rodell: das Rezept für Erfolg in der kulinarischen Landschaft einer Stadt, in der Erfolg so willkürlich scheint wie das Stadtbild selbst.

Besha Rodell ist Restaurantkritikerin, seit knapp fünf Jahren zieht sie für das Wochenmagazin „L.A. Weekly“ durch die Restaurants, Buden und Foodtrucks Südkaliforniens. Als sie anfang, war sie neu in Los Angeles, eine Außenseiterin aus Australien, die zuvor in Atlanta und in New York gelebt hatte, kulinarisch also in einer anderen Welt. Von der „unendlichen Palette internationaler Küche“ in Los Angeles war sie anfangs überwältigt. Inzwischen findet sie sich in der Restaurantszene gut zurecht. Um ihre Aufmerksamkeit zu erregen, muss ein Gericht dreierlei mitbringen: Gut muss es selbstverständlich sein, einzigartig, und es muss aus einer Region der Welt oder des Landes stammen, die in Los Angeles kulinarisch unterrepräsentiert ist.

Das ist wohl die schwerste Bedingung. Denn eigentlich gibt es hier fast alles, was sich an Essbarem in den entlegensten Winkeln der Welt finden lässt. In Little Ethiopia widmet sich ein ganzer Stadtteil der würzigen und dabei doch schlichten Küche Ostafrikas. „Revolutionario“ in South Central bietet einen Mix aus nordafrikanischen Gemüse- und Fleischgerichten, die nach mexikanischer Art in der Tortilla serviert werden. Das französische Restaurant „Mélisse“ in Santa Monica verspricht, den Gaumen sanft (und teuer) zu verwöhnen. Französische Süßspeisen und Macarons in allen Geschmacksrichtungen stapeln sich in den Schaufenstern bei „Bottega Louie“ in Downtown – Pariser Schick, wenn auch nach amerikanischem Kitsch.

Dazu kommen zahlreiche asiatische Restaurants, spezialisiert auf jede erdenkliche Region des Kontinents, manchmal nur auf ein einziges Gericht aus Vietnam, Japan

oder China. Selbst knusprig gebratene Heuschrecken stehen auf manchen Speisekarten. Und dann gibt es noch schier unendlich viele Fusion-Restaurants, in denen vietnamesische Suppenzutaten im Baguette angeordnet werden, japanische Udon-Nudeln mit italienischer Pastasauce oder Ramen mit Burgerbrötchen.

Ganz zu schweigen von Taco Trucks, die mit ihren aggressiv blinkenden Leuchtschriftbannern auch um drei Uhr morgens noch hausgemachte Burritos, Enchiladas oder Nachos verkaufen. Sie sind wohl die einzige kulinarische Konstante im Stadtbild. Wenn Los Angeles einen typischen Geruch hätte, es wäre der von Koriander, Mais und gegrilltem Rindfleisch.

Wie sticht man heraus aus dieser Masse von Möglichkeiten? Die Weidäufigkeit der Stadt und die breite Auswahl verbietet es jedem Koch, sich allein auf den Standort seines Restaurants zu verlassen. Ein kulinarisches Zentrum gibt es genau so wenig wie einen Stadtkern. Wer essen gehen möchte, sucht sich in der Regel ein Restaurant aus, egal wo – zu den Autoschlüsseln greifen muss man hier sowieso.

Niki Nakayama hat es sich nicht leicht damit gemacht, Aufmerksamkeit zu erregen. Sie kocht japanisch, die dominanteste internationale Küche in L.A. „Keine andere Stadt im Land hat eine solche Auswahl an japanischem Essen“, sagt Besha Rodell. „Manche Köche hätten in jeder anderen Stadt das beste japanische Restaurant. Hier halten sie sich nur ein paar Wochen.“

Niki Nakayama hat es trotzdem versucht. Die gebürtige Angeleno ist eine zierliche Person mit schüchternem Lächeln. Spricht sie aber von Kaiseki, der japanischen Traditionsküche, nach deren Zubereitung sie die Speisen in ihrem Restaurant „n/naka“ serviert, für 185 Dollar pro Menü, dann wird aus dem Lächeln ein Strahlen. Mit funkelnden Augen beschreibt sie, wie sie rote Bete, die in der japanischen Küche eigentlich nichts verloren hat, als Tempura zubereitet, oder wie sie schwarzen Zacken-

barsch aus Santa Barbara als Sashimi, rohen, geschnittenen Fisch, serviert – wenn sie ihn frisch genug bekommt. *Californiastyle kaiseki* nennt sie das. Traditionalisten entgegnet sie, dass es bei Kaiseki darum gehe, das zu verwenden, was in der Nähe wachse, was Teil der Umgebung sei. „Kalifornien und Los Angeles sprechen aus unserem Essen“, sagt Niki Nakayama.

Von der großen Konkurrenz hat sie sich nicht abschrecken lassen. „Die Vielfalt hier in Los Angeles ist perfekt, um noch mehr ethnische Küche einzuführen“, sagt sie. „Ich dachte mir, dass Kaiseki hier eine willkommene Esskultur werden könnte.“ Sie hat sich nicht geirrt: Das Restaurant ist auf Monate ausgebucht. Die preisgekrönte Netflix-Doku-Serie „Chef’s Table“ hat Niki Nakayama vor kurzem eine komplette Folge gewidmet, als bisher einziger Köchin aus Los Angeles.

Dabei wirkt „n/naka“ auf den ersten Blick unspektakulär: Das Restaurant ist in einem einstöckigen Betonbau, im Inneren dominieren matte Dunkelgrün- bis Brauntöne, und abgesehen von asiatisch wirkenden Schiebetüren gibt es kaum Dekoration. Der Fokus liegt auf dem Essen, sagt Nakayama. Die Saucen arrangiert sie auf kunstvollem Geschirr wie Gerhard Richter die Farben auf der Leinwand, und manchmal ziert das Gericht noch eine kleine Blüte, frisch gepflückt.

Das es auch einfacher geht in Los Angeles, mit weniger als 13 Gängen, zeigt eine andere Erfolgsgeschichte. „Berlin Currywurst“ heißt das Restaurant von Hardeep und Lena Manak, zwei Berlinern, die seit mehr als fünf Jahren in Los Angeles leben. Ihr simples Menü – Wurst, Leberkäse, Bauernpfanne – füllt genau die kulinarische Nische, die Besha Rodell die Ohren spitzen lässt. Zwar gab es davor schon deutsche Küche in Los Angeles, allerdings beispielsweise in der in die Jahre gekommenen Kneipe „Red Lion“ in Silver Lake oder im Arts District bei „Würstküche“, einem Bratwurst-Restaurant. Da Amerikaner „Würstküche“

partout nicht aussprechen können, sollte man allerdings besser nach „Würstkutsch“ fragen, wenn einem der Sinn nach pseudo-authentischer Wurst mit weich gekochter Paprika als Topping steht.

„Diese Art von Streetfood hat an der Westküste damals nicht existiert“, sagt Hardeep Manak über die Zeit, als er mit seiner Frau Lena vor ein paar Jahren in Los Angeles anbot. In New York habe es damals zwar ein paar „Old-school-Deutsche“ gegeben, die in ihren Metzgereien Currywurst anboten. „Das war aber alles nicht als junges, dynamisches Konzept aufgestellt.“

In Deutschland schmissen beide ihre Jobs, verabschiedeten sich von Freunden und wanderten gemeinsam aus, mit einer Idee und dem Familienrezept für Currywurst im Gepäck. Das erste Restaurant eröffneten sie in Silver Lake, dem Hipster-Stadtteil von Los Angeles. Dann kam ein Stand im Grand Central Market in Downtown dazu, einer jahrzehntealten Institution, die für schnelle, gute Küche steht. Zwischen Käse- und Gewürztheken, alteingesessenen mexikanischen Tacoständen und modernen Sandwichbuden steht nun seit drei Jahren ein Currywurststand im modernen Design, mit schwarzen Wandfliesen und Lautsprechern, aus denen Musik schallt, die an Berliner Nächte erinnert.

An die Kundschaft in Los Angeles haben sich die Manaks angepasst. Hier gibt es die Currywurst auch als vegane Variante. Die Zutaten sind alle bio, von der selbst-gemachten Currysauce bis zum Fleisch. Schmeckt das überhaupt noch nach der deutschen Currywurst vom Imbiss? Ehrlich gesagt: sogar ein bisschen besser.

In diesem Jahr werden die Manaks weiter expandieren, mit Geschäften in Atlanta und San Francisco. In New York haben sie seit 2016 einen Stand im Chelsea Market. Das hört sich alles ein bisschen nach amerikanischem Traum an, vor allem wenn man bedenkt, dass die Halbweitzzeit eines neuen Restaurants in Los Angeles im Schnitt nicht mehr als ein Jahr beträgt.



Deutsch: Hardeep Manak ist mit „Berlin Currywurst“ erfolgreich.

„Wenn du ‚gutes Restaurant‘ sagst, denken die Leute an ‚schick‘ und ‚nobel‘“, hat die Restaurantkritikerin Rodell festgestellt. „Aber was wir hier gut können, ist nicht unbedingt die teure Extraklassenküche.“ Auf ihrer Liste der 20 besten Restaurants der Stadt, die sie jährlich für „L.A. Weekly“ zusammenstellt, stehen viele Gastronomen, die in anderen Städten nicht mal davon geträumt hätten, kulinarisch so weit aufzusteigen. Ein Beispiel: „Tsujita LA“ in West Los Angeles, ein Ramen-Restaurant, in dem man für 15 Dollar gut speisen kann, hat es 2015 auf Platz 19 in Rodells Liste geschafft. „n/naka“ war auch dabei – auf Platz neun.

Natürlich gibt es auch eine kulinarische Parallelwelt der Stadt, in der die Läden weder trendy noch neu sind. Mit Restaurants, die nicht in Rodells Erfolgsrezept passen und sich trotzdem jahrzehntelang halten. Dazu zählen die vielen Pho-Restaurants, die bis auf die klassische vietnamesische Rinderbrühe mit Reisnudeln nur

noch Frühlingsrollen mit Erdnussauce servieren. Oder die thailändischen Take-Out-Restaurants. Und natürlich die Food Trucks, durch deren Fenster alles, was in weniger als fünf Minuten servierfertig ist, verkauft wird – von Smoothies bis zu gebratenem Reis.

Auch der Taco Truck von Christian wird es nie auf Rodells Liste schaffen. Seit zwei Jahren steht er fast jeden Tag bis drei Uhr morgens an derselben Stelle in South Central, an der Ecke von Vermont und Adams, und wird zu Abend- und Nachtzeiten von Hungrigen belagert. Er kocht einfach gern, sagt Christian. Vor vier Jahren ist er aus Mexiko nach Los Angeles gekommen, er spricht nur ein paar Brocken Englisch. Aber in seinem Truck regiert er wie ein König in T-Shirt und Jeans. Geduldig fragt er nach der Bestellung, erklärt den *gringos*, den weißen Amerikanern, auf Nachfrage die Fleischsorten und rät ihnen, von welcher Salsa sie besser die Finger lassen sollten. Auf Spanisch ruft er seiner

INSTAFOOD

Wollten Sie schon immer mal Restaurantkritiker werden? Dann gehen Sie auf Instagram und suchen sich einen Namen für Ihren neuen Account aus, irgendein Wortspiel aus dem Namen der Stadt, in der Sie leben, und einem Modewort wie *foodie*. Oder eine Kombination mit dem Namen der App, beispielsweise *foodstagram* oder *instafood*. (Beide Vorschläge sind leider schon vergeben – Sie müssen sich schon selbst etwas überlegen.) Hier setzt Ainsley Stein mit ihrem Projekt *sushstagram* an. Was Stein an japanischer Extravaganza vor sich auf dem Teller hat, sehen mehr als 50.000 Instagrammer, die ihrem Account folgen; das sind mehr Menschen, als mancher Restaurantkritiker Leser hat. Ainsley Stein, eine Studentin, die in Los Angeles lebt, weiß das und sieht sich deshalb in der Verantwortung: Obwohl sie

von Restaurants oft zur „Kooperation“ eingeladen werde, würde sie niemals etwas veröffentlichen, das sie nicht persönlich weiterempfehlen würde, beteuert sie. Sie ist nicht die Einzige, die in Los Angeles mit einem Instagram-Post entscheiden kann, ob bei „Sugarfish“, ihrem Lieblings-Sushi-Restaurant, die Bestellungen plötzlich rasant zunehmen, oder ob sich Sushi in Wrap- oder Salatformat, auch Poke genannt, als Trend durchsetzt. Im Netz tummeln sich viele solcher Accounts, in Los Angeles zählen zu den beliebtesten etwa *infatuation_la* (160.000 Follower), *lafoodieguy* (142.000), *lafoodjunkie* (125.000) und *hungryinla* (95.000). Viele davon brüsten sich, von Restaurants keine Mahlzeiten spendiert zu bekommen und lieber incognito auf Instagram-Jagd zu gehen. Da ist es gut, dass es in Los Angeles niemandem auffallen wird, wenn jemand



Mexikanisch: Christians Taco Truck ist eine feste Anlaufstelle in South Central.

Mitarbeiterin die Bestellungen zu, dann beginnen sie in der kleinen Küche wild mit Zutaten und Küchengeräten zu hantieren. Ein bisschen wirkt es wie ein einstudierter Tanz.

Es ist aber ein anstrengender Job, erst um fünf Uhr morgens ist er mit der Arbeit fertig, erzählt Christian. Aber der Truck läuft gut, es kämen viele Studenten und Kunden aus dem nahen Supermarkt vorbei. Den Erfolg erklärt er sich mit einer einfachen Formel: „Es ist reichhaltiges Essen, wie im Restaurant – nur schneller.“

Und es geht noch einfacher. Abseits der feinen Gegenden und der Touristen-Hotspots, in den Einwanderergemeinden im Süden, werden mexikanische Gerichte oft auf einem Grill am Straßenrand zubereitet – nur mit einem Klapprisch daneben, auf dem gefährlich scharfe hausgemachte Salsavariationen bereitstehen sowie Zwiebeln, die mit Koriander angemacht sind. Einen Dollar kostet hier der Taco, manchmal weniger. Wer sich nachts nach South Central

aufmacht (bei Tageslicht sucht man die Straßengrills vergeblich), wird feststellen, dass sich manche mexikanischen Restaurants in Downtown hier einiges abschauen könnten. Auch das ist *food culture* in Los Angeles: eine saftige, vor Fett triefende und dennoch verführerisch duftende Quesadilla vom Grill an der Straße. Sie rundet das kulinarische Buffet der Stadt ab. Wo genau die Grills zu finden sind, muss unerwähnt bleiben – sie sind illegal. Wenn die Behörden vorbeischaun, heißt es: Ofen aus. Der Grill wird einkassiert.

Obwohl Besha Rodell diese Parallelwelten kennt, sucht man in ihren Kritiken vergeblich danach. „Die Leute haben die Vorstellung, dass man in Los Angeles eine schicke Fassade braucht und trendy sein muss, um es als Restaurant zu schaffen“, sagt sie. „Aber mit einem einfachen Stand klappt es genauso – wenn du es gut machst.“

Was heißt das in einer Stadt, in der es ein mit Zuckerkrustallen überzogener Donut eher aufs Cover des „Los Angeles Magazine“ schafft als ein aufstrebender Hollywoodstar? Vielleicht genügt es, in die kulinarische Szene zu passen, die aus einfachen Gerichten der Einwanderer wie aus der modernen Interpretation durch talentierte Köche besteht. Vielleicht ist das die geheime Zutat?

Für John Lennon war Los Angeles nur „ein großer Parkplatz, auf dem man einen Hamburger für die Strecke nach San Francisco kaufen kann“. Vielleicht war das früher so, als Ketten wie „Roscoe’s House of Chicken and Waffles“, das eine absurde Kombination von Hähnchenkeule und Waffel mit Sahne servierte, die kulinarische Landschaft der Stadt prägten. Damit ist lange Schluss. Nach einer Kostprobe bei „n/naka“, „Berlin Currywurst“ oder in Christians Taco Truck würde das wohl auch Lennon heute so sehen. Falls Sie trotzdem nur auf der Durchreise nach San Francisco sind, kaufen Sie Ihren Hamburger bitte bei „In-N-Out Burger“ – da haben sie die geheime Zutat gefunden. ◀



Gebackene Yukon-Gold-Kartoffeln mit Crème Fraîche und Osietra-Kaviar

Zutaten (12 Portionen): 12 mittelgroße Yukon-Gold-Kartoffeln, 60 g iranischer Osietra-Kaviar. Für Crème Fraîche: 2 EL Buttermilch, 240 ml Sahne.

Anleitung: Ofen auf 175 Grad vorheizen, Kartoffeln waschen und abtrocknen. Kartoffeln einzeln in Aluminiumfolie wickeln. Auf ein Blech legen und eine Stunde backen. Kartoffeln aus dem Ofen nehmen und zur Seite stellen. Buttermilch und Sahne verrühren, abdecken und bei Zimmertemperatur aufbewahren, bis sich die Masse verdickt (über Nacht). In eine Schüssel geben, abdecken und in den Kühlschrank stellen. Kartoffeln aufschneiden, einen Klacks Crème Fraîche darauf geben, mit Kaviar garnieren.

Überbackene Makkaroni und Käse mit Trüffel

Zutaten (4 Portionen): 225 g Hörchnenudeln, 6 EL Butter, 3 EL Mehl, 0,85 l Milch, 3 TL fein gehackte Trüffel, eine halbe weiße Zwiebel, 1 Lorbeerblatt, 300 g geriebener weißer Cheddar, 100 g geriebener Gruyère, 30 g frisch geriebener Parmesan, 1 TL Salz, 1 TL frisch gemahlener schwarzer Pfeffer, 1 Prise Cayennepfeffer, 2 Tropfen Wintertrüffelöl, 90 g geriebenes Brot (Brioche oder Challah), 2 EL fein gehackte glatte Petersilie, dünn geschnittene frische schwarze Trüffel als Garnierung (wahlweise).

Anleitung: Ofen auf 175 Grad vorheizen, Hörchnenudeln etwa sieben Minuten in Salzwasser al dente kochen, durchs Sieb gießen und in leicht geölte Backform geben. Während die Nudeln kochen, in einem zweiten Topf 3 EL Butter bei niedriger Temperatur schmelzen. Mehl hinzufügen und etwa vier Minuten ununterbrochen einrühren. Milch, gehackte Trüffel, Zwiebel und Lorbeerblatt zu Butter-Mehl-Mischung hinzufügen. Temperatur etwas erhöhen, zehn Minuten köcheln lassen, gelegentlich umrühren, bis Masse cremig ist. Zwiebel und Lorbeerblatt entfernen. Topf vom Herd nehmen. Drei Viertel des Cheddars hinzufügen, ebenso andere Käsesorten. Mit Salz, Pfeffer, Cayennepfeffer und Wintertrüffelöl abschmecken. Nudeln unterheben. In Zwei-Liter-Kasserolle geben. Bestreuen mit dem übrigen Cheddar. Rest Butter in Topf schmelzen, geriebene Brot sowie Petersilie hinzufügen. Die Brotmischung über die Nudeln geben. 30 Minuten backen, fünf Minuten abkühlen lassen. Vor dem Servieren mit dünn geschnittenem Trüffel garnieren.



IT'S A WRAP

Er kennt die geheimen Wünsche der Stars: Nach der Oscar-Gala kocht Wolfgang Puck für Hollywood. Von Christiane Heil

Hollywoods glamouröseste Nacht ist für Wolfgang Puck fast wie ein Treffen mit Freunden. Sobald die amerikanische Filmakademie bei den Oscars die letzte Goldtrophäe verliehen hat, ziehen Preisträger und Publikum aus dem Saal des Dolby Theatre ein Stockwerk höher zu „Wulfgäng“. Der kalifornische Star-Koch aus Kärnten richtet dort in diesem Jahr zum 23. Mal den Governors Ball aus, zu dem die Filmakademie nach der Preisverleihung traditionell etwa 1700 Gäste einlädt.

Die meisten Celebritys kennt Puck seit Jahren. Das Lokal „Spago“, das der Österreicher vor 20 Jahren aus West Hollywood an den North Canon Drive nach Beverly Hills verlegte, zählt Stars wie Leonardo DiCaprio, Lionel Richie und Taylor Swift zu seinen Stammgästen. Anjelica Huston, Cate Blanchett und George Clooney zieht es immer wieder in das Hotel Four Seasons Beverly Wilshire, wo Puck das Steakhouse „Cut“ betreibt. Der Oscar-Koch weiß genau, worauf Hollywoods Filmschaffende nach



den bis zu vier Stunden langen Academy Awards Appetit haben. Ganz oben auf der Liste: Pucks legendäre Hühnerpastete.

„Ich habe noch nie jemanden getroffen, der keine gut gemachte Pastete mag“, sagt der Siebenundschzigjährige, der weltweit etwa 100 Restaurants, Bistros und Cafés betreibt. Sein Rezept mit Huhn, neben Pucks Pilzrisotto das Lieblingsgericht der Oscar-Preisträgerin Barbra Streisand, lässt sich durch sautierte Champignons, Brokkoli

oder Paprika problemlos für Vegetarier abwandeln. Auch andere Wünsche der Stars schrecken den Österreicher nicht. Eine Handvoll der mehr als 300 Köche, die nach der Preisverleihung im Dolby Theatre am Herd stehen, erfüllt Bestellungen auch „last minute“. Vegane und glutenfreie Speisen gehören im gesundheitsbewussten Hollywood seit Jahren auf jede Speisekarte. Da viele Prominente vor den Oscars wochenlang hungern, um auf dem roten Teppich eine gute Figur abzugeben, kommt sättigende Hausmannskost à la Puck nach der Gala besonders gut an.

Für die 89. Academy Awards kocht er wie fast jedes Jahr überbackene Makkaroni mit Käse und Trüffel. „Macaroni & Cheese ist eigentlich ein Kinderessen, heute gehört es aber selbst in gehobenen Restaurants zu den beliebtesten Gerichten“, sagt der Vater von vier Söhnen. „Fast jeder mag Pasta und guten Käse. Es gibt also keinen Grund, beides nicht zu kombinieren.“ Puck, der 1975 nach einer Stelle bei Raymond Thuillier in der Provence

sowie nach Aufhalten in Monaco, Paris und dem Mittleren Westen der Vereinigten Staaten nach L.A. kam, überrascht die Celebritys am 26. Februar aber auch mit Extravaganter. Seine Mini-Burger grillt er mit Hackfleisch vom Kobe-Rind. Rohen Thunfisch füllt er wie Eiscreme in handgerollte Teigtütchen. Und die gebackenen Yukon-Gold-Kartoffeln mit Kaviar, für die Brad Pitt schwärmt, serviert Puck in Goldfolie – zu Ehren der Oscar-Statue.



Flüssigkeit abermals auf die Hälfte reduziert ist (etwa 15 Minuten). Thymian und Lorbeerblatt entfernen. Hühnerfleisch und Sherry unterheben. Übrige Butter mit Mehl mischen und in die Masse rühren. Mit Salz und Pfeffer abschmecken. Masse auf vier ofenfesten Schüsseln verteilen oder in eine Zwei-Liter-Kasserolle gießen. Mit Folie abdecken, im Kühlschrank gut eine Stunde abkühlen lassen. Ofen auf 200 Grad vorheizen. Blätterteig ausrollen und für Schüsseln vier Kreise (die über Schüsselrand hängen) ausschneiden oder für Kasserolle in einem Stück lassen. In einer Schüssel Ei und übrige Sahne vermischen. Ränder der Schüsseln oder Kasserolle damit einstreichen. Schüsseln oder Kasserolle auf Blech setzen, Teig auf die Hühnerfüllung legen. Den Teig vorsichtig über den Rand der Formen drücken. Teig an einigen Stellen einstechen, mit Ei-Sahne-Mischung bestreichen. Im Ofen backen, bis die Füllung heiß und der Teig goldbraun (25 bis 35 Minuten) ist. Heiß servieren.



Scharfes Tatar vom Thunfisch in Sesam-Miso-Tütchen

Zutaten (20 Stück): Für Tatar: 100 g gewürfelte Thunfisch (Sushi-Qualität), 1 EL gewürfelte, eingelegter Ingwer, 1 TL gehackte Frühlingszwiebeln, 1 EL Sojasauce mit Wasabipaste, 2 TL Mischung aus Mayonnaise, Chilisauce und Sesamöl. Für Sesam-Miso-Tütchen: 110 g Butter, 0,25 l Maissirup (oder Zuckerrübensirup), 30 g Misopaste, ¼ TL Salz, ¼ TL schwarzer Pfeffer, 1 EL Sesamöl, 60 g Mehl, 1 EL Ingwerpulver, 75 g Sesamsamen (gemischt schwarze und weiße). Für Garnitur: Daikon-Kresse, Masago, Bonito-Flocken.

Anleitung: Ofen auf 175 Grad vorheizen. In einem Topf Butter und Maissirup schmelzen (nicht kochen). Vom Herd nehmen, mit Misopaste und Sesamöl verrühren. Unter ständigem Rühren Mehl unterheben. Ingwer und Sesamsamen zugeben. Auf mit Backpapier ausgelegtem Blech 1-EL-große Portionen zehn Minuten backen. Einzelne Portionen wenden, weitere zwei Minuten backen. Masse vom Backpapier heben und zu kleinen Tüten formen. Für das Tatar Thunfisch, eingelegten Ingwer, Frühlingszwiebeln, Soja-Wasabi-Mix und scharfe Chili-Mayonnaise mischen. Masse in Spritzbeutel füllen. Sesam-Miso-Tütchen in Halter stecken. Zwei Stiele Daikon-Kresse in Tütchen plazieren, während es mit Tatar-Mischung aus dem Spritzbeutel gefüllt wird. Garnieren mit Masago, Julienne von Bonito-Flocken und eingelegtem Ingwer.

Mini-Burger mit Cheddar und Remoulade

Zutaten (12 Mini-Burger): 350 g gutes Rinderhackfleisch (Kobe), Salz und frisch gemahlener schwarzer Pfeffer, 4 EL natives Olivenöl extra, 12 kleine Scheiben Cheddar, 12 kleine Brötchen (Sesam-Brioche), Rucola-Blätter, 6 Kirschtomaten in Scheiben, 3 Cornichons in Scheiben. Für die Remoulade: 200 ml Thousand Island Dressing (gekauft oder selbstgemacht), 2 EL Barbecuesauce, gewürfelte rote Zwiebel.

Anleitung: Grill oder Grillpfanne vorheizen. Hackfleisch mit Salz und Pfeffer würzen. Von Hand durchkneten. Für jedes Patty zwei EL Fleisch zu Kugel formen und leicht drücken. Pattys auf beiden Seiten mit Öl beträufeln, mit Salz und Pfeffer würzen. Auf heißem Grill drei Minuten braten, dann wenden. Eine Scheibe Cheddar auf jedes Patty, schmelzen lassen. Brötchen auf den Grill legen, auf beiden Seiten rösten (insgesamt zwei Minuten). Für die Remoulade Dressing mit Barbecuesauce und Zwiebeln mischen. Burger zusammenstellen: Brötchenhälfte auf Teller legen, 1 TL Remoulade auftragen, Patty mit Käse hinzufügen. Rucola-Blatt, Tomatenscheibe und Cornichon-Scheiben darauf legen. Obere Brötchenhälfte mit Holzspieß feststecken.



FOTOS: WOLFGANG PUCK (6), BLOMBERG



HELLO BEAUTIFUL

BEAUTY TIGHTS
MADE IN GERMANY

ITEM m6

THE INTELLIGENT LEGWEAR



DIE REVOLUTION AUS DER MEDIZIN FÜR DIE MODE



Die höchste Prominenten-Dichte der Stadt? „Nein, nicht im Four Seasons Beverly Hills“, wehrt Brian Donnelly ab. Das Einkaufszentrum The Grove im Fairfax District von Los Angeles? Auch kein Treffer. „Die meisten Celebrities findet man da hinten“, sagt Donnelly und zeigt auf eine betonierte Tiefgarageneinfahrt zwischen zwei Hochhäusern des Wilshire Corridor, der wegen seiner betuchten Bewohner auch Millionaire's Mile genannt wird. Eine unscheinbare Marmorplatte neben der Garageneinfahrt weist den Weg auf den Friedhof Westwood Village Memorial Park.

Brian Donnelly, der sich als Stadtführer des Unternehmens Dearly Departed („Die lieben Verstorbenen“) auf die dunklen Seiten der Glamour-Metropole Hollywood spezialisiert hat, zählt die Namen einiger Prominenten auf: Burt Lancaster, Farrah Fawcett, John Cassavetes, Billy Wilder, Jackie Collins, Truman Capote, Ray Bradbury, Natalie Wood und Frank Zappa. Auch Sylvester Stallones Sohn Sage, der vor fünf Jahren an einer Herzerkrankung starb, liegt hier. Ebenso das kanadische Playmate Dorothy Stratten, dessen Ermordung im Alter von nur 20 Jahren den Landsmann Bryan Adams zu dem Titel „The Best Was Yet To Come“ inspirierte. Und auch die liebste Verstorbene Hollywoods, Marilyn Monroe, hat im Westwood Village Memorial Park die letzte Ruhe gefunden. „Achtet auf die rötliche Verfärbung ihrer Marmorplatte“, gibt Donnelly seinen Gästen mit auf den Weg, als sie den Kleinbus mit den verdunkelten Scheiben verlassen. „In den vergangenen Jahrzehnten haben so viele Fans die Gruft geküsst, dass die Friedhofsverwaltung es aufgebehen hat, den Lippenstift von der Platte zu schrubben.“

Die Grabstelle der Blondine ist auf dem parkähnlichen Friedhof schon von Weitem zu erkennen. Ein besonders treuer Fan hat neben der Messingplatte mit der schlichten Aufschrift „Marilyn Monroe 1926 – 1962“ einen Blumenstrauß in Signalfarben hinterlassen. „Wir lieben dich so sehr“, steht auf der Karte inmitten der Blüten. So nah

SEX CRIME

Die Schwarze Dahlie, Marilyn Monroe, Natalie Wood und Michael Jackson: Hollywood liebt seine Toten. Vor allem wenn sie keines natürlichen Todes gestorben sind. Eine Spurensuche an Tatorten. Von Christiane Heil

wie Hugh Hefner wird der Verehrer dem Filmstar aber nie kommen. Wie Donnelly weiß, hat sich der als Lustgreis verschriene „Playboy“-Gründer schon vor 25 Jahren die Gruft an der Seite der Schauspielerin gesichert, die wider alle Verschwörungstheorien eher banal gestorben ist – an einer Überdosis Medikamente.

Auch über Monroes Nachbarin Natalie Wood kochen immer wieder Gerüchte hoch. Seit die kalifornische Küstenwache die Leiche der Schauspielerin („Fieber im Blut“) vor 35 Jahren aus dem Pazifik zog, wird regelmäßig über einen aus dem Ruder gelaufenen Streit mit ihrem Ehemann, dem

Schauspieler Robert Wagner („Hart aber herzlich“), an Bord ihrer Yacht Splendour spekuliert. An Woods Grabstein unter einem Pfefferbaum des Westwood Village Memorial Park versammeln sich fast täglich Fans, die um ihr Idol trauern, während sie dem inzwischen 87 Jahre alten Wagner das Los Angeles Police Department (LAPD) auf den Hals wünschen.

Frank Zappa ruht etwa 30 Meter entfernt unter dem Rasen. „Seine Familie war so zerstritten, dass es für einen Grabstein nicht gereicht hat“, sagt Reiseführer Donnelly über die anonyme Ruhestätte des Musikers, irgendwo zwischen Sänger

Roy Orbison („Oh, Pretty Woman“) und Schauspieler Lew Ayres. Auch die Urne der im Dezember verstorbenen Zsa Zsa Gabor wartet angeblich weiter auf ein angemessenes Grab. Statt die Diva bei ihrer Schwester („Our Darling“) Eva Gabor und Francesca Hilton, ihrer Tochter aus der zweiten Ehe mit dem Hotel-Gründer Conrad Hilton, in Westwood zu bestatten, soll Gabors neunter Ehemann, der deutschstämmige Adoptiv-Adelige Frédéric Prinz von Anhalt, ihre Asche zu Hause auf dem Kaminsims aufbewahren. Vielleicht möchte der Prinz sparen? „Ein Grab kostet mindestens 400.000 Dollar“, sagt Donnelly. „Das überlegen sich viele zweimal.“

Vom exklusivsten Friedhof in Los Angeles zu einer der besten Adressen sind es nur ein paar Minuten. Vor einem schwarzen Metalltor am North Carolwood Drive, hinter dem Michael Jackson seine letzten Monate verbrachte, liegen auch sieben Jahre nach seinem Tod Blumen und Stofftiere. „Jacko mietete die Villa. Er konnte zwar 100.000 Dollar im Monat zahlen, hatte aber nicht genug Geld für ein eigenes Anwesen. Wir nennen das eine Beverly-Hills-Pleite“, sagt Donnelly trocken. Da der King of Pop ein Anhänger der Numerologie gewesen sei, habe er sich seinen Tod zumindest ausrechnen können: „Die Schmerzmittel haben ihn umgebracht. Es war ein schleicher, spiralförmiger Tod.“

River Phoenix wurde dagegen aus dem Leben gerissen. Als das Teenie-Idol am frühen Morgen des 31. Oktober 1993 ein paar Kilometer entfernt in Johnny Depps Club „The Viper Room“ feierte, klagte er plötzlich über Unwohlsein. Vor einem Spirituosengeschäft am Sunset Boulevard in West Hollywood brach der Dreißigjährige einige Minuten später unter Krämpfen zusammen. Die Telefonzelle, von der sein Bruder Joaquin Phoenix damals den Notarzt rief, gehört mehr als 20 Jahre nach dem Tod des Schauspielers weiter zu den am häufigsten besuchten Gedenkstätten der Stadt. „Wir fanden eine hohe Konzentration von Morphin und Kokain in seinem Blut, dazu noch andere Substanzen in

niedrigerer Konzentration“, teilte die Gerichtsmedizin damals mit. Im Gedenken an den Schauspieler („My Private Idaho“) blieb der „Viper Room“ in den kommenden Jahren am 31. Oktober geschlossen, bis Johnny Depp den Club verkaufte.

Vorbei an „Barney's Beanery“, wo die „Queen of Psychedelic Soul“, Janis Joplin, zum letzten Mal zu Abend aß, lenkt Donnelly den Bus an das Hotel Highland Gardens. Der zweistöckige Betonbau an der Franklin Avenue zählt zu Hollywoods dunkelsten Orten, seit Joplin vor 46 Jahren in Zimmer 105 den letzten Atemzug tat. „Auf dem Weg von ‚Barney's Beanery‘ zum Hotel Landmark Motor, wie es damals hieß, kaufte Janis in einem kleinen Park bei einem unbekanntem Dealer Heroin“, erzählt Donnelly. „Das Zeug war ungeschnitten und hochkonzentriert. Es kostete sie das Leben.“

Als die Siebenundzwanzigjährige am Morgen des 4. Oktober 1970 nicht im Studio erschien, wo sie das Album „Pearl“ aufnahm, fuhr ein Bekannter an die Franklin Avenue. Der Leichnam der Sängerin („Mercedes Benz“) lag neben dem Bett, ihr Porsche mit den berühmten psychedelischen Quallen- und Schmetterlingsmalereien stand nur wenige Meter entfernt auf dem Hotelparkplatz. „Wer heute in Zimmer 105 absteigt, findet keine Ruhe. Es stehen immer wieder Fans vor der Tür, die sehen wollen, wo Janis starb“, erinnert sich Donnelly an eine Nacht im Highland Gardens Hotel.

Zu den Orten, an denen Hollywoods Tote zelebriert werden, zählt auch das Chateau Marmont. Das Hotel oberhalb des Sunset Boulevard, vor fast 90 Jahren im Stil eines französischen Schlosses gebaut, ist bei Prominenten beliebt, wegen seiner privaten Bungalows und der gut bestückten Bar. Im Frühjahr 1982 zog das Marmont auch den Comedian John Belushi („Blues Brothers“) an. Nach einigen Jahren im Ensemble der New Yorker Comedyserie „Saturday Night Live“ versuchte sich der Dreißigjährige damals als Schauspieler an der Westküste. Als Belushi am 5. März 1982 nicht wie verabredet zu einem Workout erschien, machte sich sein Trainer Bill Wallace auf die Suche. In einem Bungalow des Chateau

Marmont fand er Belushis Leichnam. Dass der Comedian in Bungalow Nummer 3 und nicht – wie oft behauptet – in Bungalow Nummer 2 starb, glaubt Donnelly zu wissen: „Es muss die Nummer 3 gewesen sein, da Johns Körper durch eine Garage an einer Seitenstraße neben dem Hotel abgeholt wurde. Der Bungalow Nummer 3 ist aber der einzige, der direkt mit einer Garage verbunden ist.“ In einem Interview mit dem Klatschblatt „The National Enquirer“ gab die kanadische Backup-Sängerin und Gelegenheitsdealerin Catherine Smith später zu, Belushi in den Stunden vor seinem Tod elf „Speedballs“, eine Mischung aus Kokain und Heroin, injiziert zu haben.

Eine kleine Metallplatte an einer Mauer am Sunset Boulevard in Höhe des Hotels erinnert an Helmut Newton, einen weiteren Toten des Chateau Marmont. Der Fotograf, der mit Aktaufnahmen provozierte und mit Modebildern weltbekannt wurde, starb am 23. Januar 2004, als er in seinem Cadillac den Hotelparkplatz verließ. Der Dreiundachtzigjährige verlor die Kontrolle über den Wagen und prallte auf der Südseite des Sunset Boulevard gegen eine Mauer. Freunde spekulierten später über einen Herzinfarkt. Der gebürtige Berliner, der jedes Jahr die Wintermonate in Los Angeles verbrachte, galt bis zu seinem Tod als einer der prominentesten Stammgäste des Hotels.

Von West Hollywood geht es in den Stadtteil Los Feliz des benachbarten Los Angeles. An der Franklin Avenue hält Donnelly vor dem palmengesäumten John Sowden House, das von Lloyd Wright entworfen wurde. Der düstere Bau im Chenes-Stil der Maya beschäftigt seit Jahrzehnten die Phantasie der Los Angelenos. Wie auch der Mord an Elizabeth Short, genannt Schwarze Dahlie („Black Dahlia“). Der Leichnam der 22 Jahre alten Kellnerin wurde im Januar 1947 im Viertel Leimert Park gefunden. „Der Torso war in der Mitte durchtrennt, ein fürchterlicher Anblick“, sagt Donnelly. Grobkörnige Schwarzweißbilder, die der Sechzigjährige herumreicht, zeigen ausgeblutete Leichteile. In den Monaten nach dem Fund von Shorts sterblichen Überresten suchten Hunderte Be-

amate des Los Angeles Police Department nach ihrem Mörder. Zu den Verdächtigen zählten der Nachtclub-Betreiber Mark Hansen, sein Freund, der Arzt Patrick O'Reilly, und der Mediziner George Hill Hodel, der damals im Sowden House wohnte. Als Hodels 14 Jahre alte Tochter Tamar ihren Vater zwei Jahre nach dem Mord beschuldigte, sie wiederholt sexuell missbraucht zu haben, nahm das LAPD abermals Ermittlungen im Fall „Black Dahlia“ gegen ihn auf. Wie Mitschnitte von Telefongesprächen zeigten, tauschte Hodel sich immer wieder mit Freunden über Short aus. Für eine Anklage reichte es damals aber nicht. Im Jahr 2003 veröffentlichte Hodels Sohn Steve, ein pensionierter Beamter der Mordkommission, schließlich ein Buch über die „Black Dahlia“. Sein inzwischen verstorbenen Vater, schrieb Hodel Jr. nach Recherchen in Polizeiakten und dem Fund verdächtiger Fotos im Nachlass des Arztes, habe Short ermordet. Als möglichen Tatort nannte er den Keller des Sowden House an der Franklin Avenue. „Für viele ist der Fall damit geklärt“, sagt Donnelly. „Offiziell bleibt die Schwarze Dahlie aber eines der spektakulärsten ungeklärten Verbrechen in Los Angeles.“

Ein paar Busminuten südlich treibt der Morgen des 8. Februar 2009 dem Sechzigjährigen die Zornesröte ins Gesicht. Während eines Streits mit seiner Beifahrerin, der Grammy-Preisträgerin Rihanna, lenkte Chris Brown seinen silberfarbenen Lamborghini damals in die North June Street, eine ruhige Wohnstraße seitlich des Beverly Boulevard. „Er schlug immer wieder mit Fäusten auf sie ein, biss ihr in Arm und Finger und stieß sie dann aus dem Wagen. Sie lief blutend und orientierungslos von Haus zu Haus, bis ein Bewohner die Polizei alarmierte“, fasst Donnelly den spektakulärsten öffentlichen Fall häuslicher Gewalt in Hollywood zusammen. „Ein Fall von ‚Tainted Love‘.“ Beamte brachten die Sängerin („Umbrella“) nach der Prügelei in das Cedars-Sinai Medical Center. Ihren Auftritt bei der Grammy-Verleihung einige Stunden später sagte Rihanna ab. Die Fotos ihres blutunterlaufenen Gesichts, die angeblich von zwei Beamtinnen des LAPD

an die Klatschpresse weitergereicht wurden, lösten in den Vereinigten Staaten eine Debatte über häusliche Gewalt aus. Obwohl sich die damals Zwanzigjährige weigerte, gegen den Rapper („Grass Ain't Greener“) auszusagen, verurteilte ein kalifornisches Gericht ihn einige Monate später zu einer fünfjährigen Bewährungsstrafe. Die Organisation Stoparazzi versuchte, ein Gesetz auf den Weg zu bringen, das ein Zurschaustellen privater Bilder wie von Rihannas geschundenem Gesicht auf Klatschportalen verbietet. Es blieb bei dem Versuch.

Zwei Jahrzehnte vor der Debatte über „Rihanna's Law“ hatte der Tod des Nachwuchsstars Rebecca Schaeffer in Kalifornien die ersten Gesetze gegen Stalking ausgelöst. „Schaeffer wurde damals an ihrer Tür von einem verrückten Fan erschossen“, erzählt Donnelly und zeigt auf ein Haus an der North Sweetzer Avenue. Ihr Mörder Robert John Bardo spürte die 21 Jahre alte Schauspielerin in West Hollywood auf, nachdem Mitarbeiter der Kraftfahrzeugbehörde ihm ihre Adresse gegeben hatten. „Offiziell bleibt die Schwarze Dahlie aber eines der spektakulärsten ungeklärten Verbrechen in Los Angeles.“

Ein paar Busminuten südlich treibt der Morgen des 8. Februar 2009 dem Sechzigjährigen die Zornesröte ins Gesicht. Während eines Streits mit seiner Beifahrerin, der Grammy-Preisträgerin Rihanna, lenkte Chris Brown seinen silberfarbenen Lamborghini damals in die North June Street, eine ruhige Wohnstraße seitlich des Beverly Boulevard. „Er schlug immer wieder mit Fäusten auf sie ein, biss ihr in Arm und Finger und stieß sie dann aus dem Wagen. Sie lief blutend und orientierungslos von Haus zu Haus, bis ein Bewohner die Polizei alarmierte“, fasst Donnelly den spektakulärsten öffentlichen Fall häuslicher Gewalt in Hollywood zusammen. „Ein Fall von ‚Tainted Love‘.“ Beamte brachten die Sängerin („Umbrella“) nach der Prügelei in das Cedars-Sinai Medical Center. Ihren Auftritt bei der Grammy-Verleihung einige Stunden später sagte Rihanna ab. Die Fotos ihres blutunterlaufenen Gesichts, die angeblich von zwei Beamtinnen des LAPD

Die Joshua Trees, aus der Gattung der Palmilien, können bis zu 15 Metern groß werden. Weil sie, anders als deutscher Mischwald, alleinstehend wachsen, stehen sie im Nationalpark großzügig verteilt. So sieht man – vor allem von den gigantischen Felsformationen aus – Koyoten dazwischen durchwuseln.



Slab City will der „last free place“ sein. Aber freiwillig ist niemand hier. Oberhalb des Salvation Mountain haben alle ein Zuhause gefunden, die aus dem sozialen Netz gefallen sind. Die Aussteiger schlafen in Zelten und Wohnwagen. Eifrige Slabber haben sogar eine Bar und eine Kirche gebaut. Fließend Wasser gibt es nicht.

Grüße aus



Yoga: nur angesagt in Los Angeles-Silver Lake oder Berlin-Mitte? Nein, auf der Suche nach der Joshua Tree Coffee Roastery findet man das Instant Karma Yoga Studio. Asanas in der Wüste! Die Pizza von Pie for the People macht die Kalorienbilanz natürlich zunichte. Die Rösterei liegt übrigens dahinter.



Los Angeles ist magisch. Aber zwei Stunden östlich kann man nicht nur Martini trinken – sondern auch Koyoten gucken und Aussteiger besuchen.

Von Julia Stelzner, Fotos Thorsten Konrad



Auf den Anhöhen von Palm Springs, wo die Midcentury-Architektur von Richard Neutra und Albert Frey dominiert, sprießen die Palmen imposant. Was in der 45.000-Einwohner-Stadt eine Stunde vom Joshua Tree Park noch eine gute Figur macht: am Pool wie einst Zsa Zsa Gabor, Elvis oder Dean Martin einen Martini schlürfen.

Man kennt den Salvation Mountain aus Filmen wie „Into the Wild“ oder dem Coldplay-Video „Birds“. In der Realität sieht der Berg aus Lehm und Stroh zwar kleiner aus. Aber hinter dem Mammutprojekt stand ja auch nur ein Mann: Leonard Knight. Seine Botschaft: „God is love“. Inzwischen ist es gar „Nationales Kulturgut“.



Früher war Bombay Beach ein florierendes Strandbad. Nachdem der Salton Sea aber wegen zu viel Düngers im Grundwasser umgekippt ist und nur noch tote Fische am Strand in der Sonne brutzeln, weht in der 300-Mann-Community kein frischer Wind mehr. Die Hunde bellen jeden Passanten erstaunt an.



Ob gleich die Tür zum Saloon aufschwingt und Gene Autry mit Colt herausstolpert? Im Örtchen Pioneertown hat Hollywood 1946 eine Filmkulisse gebaut, die nun bewohnt ist. Gäste schlafen im rustikal coolen Pioneertown Motel. Gegenüber ist der Pub Pappy & Harriet's, wo Mac & Cheese so gut schmecken, dass Cholesterin zur Nebensache wird.



Jenny Holzer, Barbara Kruger, Louise Lawler, Cindy Sherman, Rosemarie Trockel: Die Gruppenausstellung „Eau de Cologne“ lief von Juni bis August 2016 in der Galerie von Monika Sprüth und Philomene Magers in Los Angeles.

Frau Magers, Frau Sprüth, Sie haben Standorte in Berlin und London – warum jetzt auch Los Angeles?

PHILOMENE MAGERS: Wir kennen Los Angeles sehr gut und haben hier seit den neunziger Jahren viel Zeit mit unseren Künstlern verbracht, zum Beispiel mit Barbara Kruger und John Baldessari. Letztlich waren es diese beiden Künstler, die uns auf die Idee brachten, nach Los Angeles zu kommen. Wir wollten schon lange nach Amerika.

MONIKA SPRÜTH: In Los Angeles entstand ein Vakuum für viele unserer Künstler, als zwei Galerien schlossen, bei denen sie ausstellten. Wir entschieden uns, das zu füllen, und wir folgten dem Wunsch der Künstler, an Ort und Stelle zu sein. In einem immer globaler werdenden Kunstmarkt wünschen sich diejenigen, um die es geht, nämlich die Künstler, dass sie beschützt und begleitet werden.

Und Sie haben ein passendes Gebäude für Ihre Galerie gefunden.

PHILOMENE MAGERS: Es hat einige Zeit gedauert, etwas zu finden, was genau unseren Vorstellungen entspricht. Ich kenne dieses einzigartige Gebäude schon lange. Früher war es ein Restaurant. Es hat eine typische Los-Angeles-Ästhetik, wie die Gebäude in Arbeiten von Ed Ruscha. 1966 planten die Architekten Pereira & Associates es als Nebengebäude ihres Hochhauses mit 31 Geschossen auf der Miracle Mile. Verteilt auf zwei Geschosse, können wir auf rund 950 Quadratmetern Ausstellungen zeigen. Natürlich ist auch die direkte Nachbarschaft zum LACMA, dem Los Angeles County Museum of Art, großartig.

Was macht die Westküste, insbesondere Los Angeles, so interessant für Sie? New York wäre ja auch eine Option gewesen.

MONIKA SPRÜTH: Wir wollten ursprünglich wirklich nach New York. Aber unsere Künstler gaben den entscheidenden Impuls. Viele von ihnen leben in Kalifornien, zum Beispiel Ed Ruscha, Sterling Ruby, Kaari Upson, Analia Saban und Ryan Trecartin. Wir arbeiten sehr eng mit all unseren Künstlern zusammen. Da war es naheliegend, hierher zu kommen. Es ist eine Künstlerstadt, es gibt bezahlbare Studios und Freiräume für Künstler. Die Stadt ist jung und lebendig, es gibt erstklassige Kunsthochschulen und hochkarätige Museen und Privatsammlungen. Gleichzeitig hat Los Angeles mit der Filmindustrie einen zentralen Beitrag zur kulturellen Entwicklung im 20. Jahrhundert geleistet. Diese Mischung macht die Stadt attraktiv.

Sie arbeiten schon seit Jahren auf internationalem Niveau. Gibt es besondere Synergien in Los Angeles, mit anderen Galerien oder mit Museen?

PHILOMENE MAGERS: Wir arbeiten an unseren anderen Standorten seit langem eng mit den Museen in Los Angeles zusammen. Es ist natürlich einfacher, wenn man vor Ort ist und die Kuratoren alle Ausstellungen sehen können.



„Diese Stadt ist jung“

Monika Sprüth und Philomene Magers über ihre neue Galerie in Los Angeles, den kalifornischen Kunstmarkt und den neuen Präsidenten



Neuer Standort: Philomene Magers (links) und Monika Sprüth sind nun auch unter Palmen.

Wie interessant ist für Ihre Galerie die räumliche Nähe zu den Sammlern in Kalifornien?

MONIKA SPRÜTH: Kalifornische Sammler reisen natürlich, wie alle anderen Sammler auch, durch die Welt. Mit dem Standort Los Angeles geht es uns um die konstante räumliche Nähe zu ihnen. Wir zeigen hier unsere amerikanischen Künstler genauso wie unsere europäischen Künstler, die teilweise in Amerika noch wenig sichtbar sind.

PHILOMENE MAGERS: In den Ausstellungen werden Werke im größeren Kontext gezeigt und für den Besucher erfahrbar gemacht. Es gibt Raum für Gespräche. Das steht nach wie vor in keinem Vergleich zu einer Messepräsentation, bei der künstlerische Positionen nur über einzelne Werke vermittelt werden können, oder zu einem Gespräch, das darauf basiert, dass man digitale Bilder versendet.

Was bedeutet die zeitgenössische Kunst für Los Angeles, also auch für Hollywood und seine Stars? Und umgekehrt:

MONIKA SPRÜTH: Hollywood ist der prägende Ort für eine der wichtigsten Kunstformen des 20. Jahrhunderts,

das bewegte Bild. Dadurch ergeben sich Synergien. Natürlich besuchen auch kunstinteressierte Schauspieler und Regisseure manchmal die Ausstellungen, wie Leonardo DiCaprio, Gus Van Sant, Jessica Chastain oder Lady Gaga.

Finden Sie in der Kunstszene auch neue junge Künstler für Ihr Galerieprogramm?

PHILOMENE MAGERS: Selbstverständlich. Kaari Upson lebt und arbeitet hier und ist neben der Schweizerin Pamela Rosenkranz unser jüngster Zuwachs zum Programm. In den vergangenen Wochen haben wir Upsons Skulpturen und Filme erstmals in Deutschland gezeigt.

Wird der neue amerikanische Präsident einen Einfluss auf die Kunstszene haben?

PHILOMENE MAGERS: Die Wahl von Donald Trump war ein schockierendes Ereignis für die ganze Kunstwelt, und die Künstler reagieren jetzt schon stark darauf. MONIKA SPRÜTH: Der Protestmarsch am 21. Januar in Washington wurde von der Kunstwelt massiv unterstützt. Historisch haben solche politischen Veränderungen immer zu einer Politisierung in der Kunstproduktion geführt.

Bleibt trotz der Internationalisierung Deutschland weiterhin ein wichtiger Standort für Sie?

MONIKA SPRÜTH: Ich habe die Galerie 1983 in Köln gegründet, und seit den neunziger Jahren arbeiten Philomene und ich zusammen. In Deutschland leben viele unserer Künstler, und es ist auch unser Lebensmittelpunkt. Die Galerie in Berlin betrachten wir als unseren Hauptsitz, und von Berlin aus agiert der größte Teil unserer Mitarbeiter. Gerade weil wir im vergangenen Jahr die Galerie in Los Angeles und ein Büro in Hongkong eröffnet haben, ist Deutschland als Ausgangspunkt unser wichtigster Standort.

Die Fragen stellte Rose-Maria Gropp.



FOTOS: JOSHUA WHITE/PICTURE BY CALABALUCA



INSPIRATIONEN UND DENKANSTÖSSE FÜR DIE WELT VON MORGEN.

JETZT NEU: Entdecken Sie ein einzigartiges Magazin. Für Mode, Design und Stil. Für Kultur, Wirtschaft und Politik. Mit Geschichten, Reportagen und Analysen renommierter Autoren. Mit exklusiven Beiträgen kluger Denker. Mit Fotostrecken und Bildern wegweisender Künstler. Mit Eleganz und Leidenschaft. Freuen Sie sich viermal im Jahr auf ausgiebigen Lesegenuss. fazquarterly.de

S o fühlt sich also das Nichts an. Mit dem Zufallen der Tür verblasst der letzte Lichtkegel, das einzige Geräusch ist das Schwappen des Salzwassers, verursacht von den gelegentlichen Zuckungen des eigenen Körpers, der durch den hohen Salzgehalt auf der Oberfläche schwebt. Was macht der Verstand, wenn ihm jeder Reiz entzogen wird? Man wie blind, taub, ohne Gefühl für Raum und Zeit zugleich ist? Dann ist man mit den Gedanken allein, so allein wie noch nie zuvor. Im Kopf blitzt es wie bei einem Gewitter. Das Gehirn ist zunächst wie auf Entzug, signalisiert, dass sich der Finger an der Nase kratzen soll, weil irgendwas juckt, bildet sich ein, weiße Punkte vor dem inneren Auge zu sehen, dumpfe Geräusche von draußen wahrzunehmen. Aber da ist nichts, wirklich absolut nichts – bis auf das, was im Kopf geschieht.

Floating nennt sich das, auf deutsch „schweben“. Es weckt ein nie zuvor gekanntes Gefühl, ganz neu und ziemlich verrückt. Immer mehr Menschen hängen der bizarr anmutenden Sinneszugstherapie an, wohl nirgends so viele wie in Los Angeles. Für Klaustrophobie hört sich das an wie der Garant für eine Panikattacke. Denn die Isolationskammern sind nicht viel größer als ein Abstellraum, wenn überhaupt. Sie versprechen, Körper und Geist komplett isolieren zu können, so dass der Proband „losgelöst von externen Impulsen eine höhere, unbeeinflusste Stufe des Denkens“ erreichen kann.

Also los. Man legt sich in die Kammer wie in eine Badewanne und schwimmt auf einem Gemisch von Wasser und Bittersalz, als läge man im Toten Meer. Das Wasser ist an die menschliche Körpertemperatur angeglichen. Auch die Flüssigkeit soll vom Verstand in der schall- und lichtdichten Kammer ausgeblendet werden.

Klingt zunächst einmal nach einem esoterischen Hirngespinnst. Allein schon der Name! Sinneszugstherapie! Und in der Tat stand der Erfinder der Isolationskammer, John C. Lilly, gerade am Anfang seines immer absurder werdenden Eso-Trips, als er sich das mit dem Sinneszug 1954 ausdachte. Damals untersuchte der Student der Biologie und Medizin für das National Institute of Mental Health Gehirnaktivitäten. Er wollte wissen, was mit dem Verstand passiert, wenn ihm alle Sinnesinflüsse entzogen werden – und baute sich seine erste Isolationskammer. Viele Selbstversuche später, einige davon unter Einfluss von LSD, entsprangen seinem Verstand immer ausgefalleneren Theorien über das „Supraselbst“, eine außerhalb der physischen Grenzen des menschlichen Körpers existierende Form des Geistes. In mehreren Büchern berichtete er über Drogentrips in der Isolationskammer und wurde zu einer Art Guru, der überzeugt war, Delfine Englisch sprechen gehört und im Rauschzustand Gott im Himmel besucht zu haben.

Lilly starb 2001 in Los Angeles. Die Kammern aber, die sind geblieben. Kurz vor Lillys Tod eröffnete ein Mann, der sich nur Crash nennt, in Venice Beach, direkt an der Strandpromenade, sein „Float Lab“, sein „Schwebelabor“. Zwei Räume gibt es dort, in jedem eine Dusche und eine Isolationskammer. Sie ist signalrot gestrichen und von einem Kabelsalat umschlungen, der die Elektronik der Maschine am Laufen hält, das Wasser reinigt und für ausreichend Luftzirkulation sorgt. Fast sieht es so aus wie eine provisorisch zusammengestapelte Zeitreisemaschine, hinter deren Tür nur Salzwasser und Dunkelheit warten. Aber Crash sagt, seine Kammern seien von der

Sinn und weg

Beim Floating, dem Wellnessrend aus Amerika, wird den Sinnen jeglicher äußere Reiz entzogen. Macht einen das nicht wahnsinnig?

Von Aziza Kasumov

Warentest-Firma NFS International als sicher und hygienisch eingestuft worden. Über der Trennwand zwischen den beiden Räumen hängt eine Art Diskokugel. Sie taucht die Räume abwechselnd in rotes, grünes und blaues Licht.

Crash, der „Therapeut“ und Besitzer, ist ein merkwürdiger Zeitgenosse. In seinem „Büro“, einem Wohnzimmer über dem Laden, stehen Hunderte afrikanische Holzmasken, obwohl er diesen Kontinent noch nie betreten hat. Sein Markenzeichen: eine verspiegelte Sonnenbrille, auch bei Wolkenhimmel. Das Geschäftsmodell ist nicht spirituell, sondern sehr real. Die Isolationskammern baut er selbst, für umgerechnet mehr als 40.000 Euro.

Die Sinneszugstherapie will ihm vor 18 Jahren auf seiner Ranch in Las Vegas plötzlich in den Sinn gekommen sein. Von John C. Lilly habe er damals noch gar nichts gewusst. Also baute er sich seine eigene Isolationskammer und schwebte im seichten Wasser eine Weile vor sich hin.



Sie lebt noch: Aber unsere Autorin hat in „Just Float“ in Pasadena ganz neue Erfahrungen gemacht.

Schwer sei es gewesen, mit den Gedanken so alleine zu sein. Ihm seien Dinge bewusst geworden, an denen er arbeiten müsse. Sein altes Leben, das sich um Musik und Betäubungsmittel drehte, hatte er hinter sich gelassen. Da kam ihm im Isolations-tank die transzendente Offenbarung.

Auch Joe Rogan, Komiker, Sportkommentator und früherer amerikanischer Meister im Taekwondo, schwört auf Isolationskammern als einzigartiges Instrument der Charakterschmiede. Durch seine Liveauftritte und Radiosendungen hat er die Sinneszugstherapie einer großen Öffentlichkeit zugänglich gemacht und damit dem um sich greifenden Trend gestartet. Joe Rogan fühlt sich durch die Isolation katalysiert in einen „Zustand des Alleinseins, in dem du dich nicht beschreiben kannst“. Das sei nicht immer einfach, aber dafür unglaublich wertvoll. „Ich will mein Leben so leben, dass es mich inspirieren würde, ein besserer Mensch zu sein, wenn ich mein Verhalten als Außenstehender betrachten würde“, sagt Rogan – und ja, er wisse, dass sich das nach „psychedelischem Hippie-Pferdemist“ anhöre.

Erliche Amerikaner wähen die Offenbarung zum Greifen nahe. Und so boomen Isolationskammern auf dem Wellnessmarkt wie nie zuvor. Vor zwei Jahren eröffnete Crash ein weiteres Float Lab, denn seine Kammern in Venice waren zwei Monate im Voraus ausgebucht. Der Standort in Westwood mit acht Kammern ist schicker als in Venice, mit Kronleuchtern und schwarzen Ledersesseln, die Elektronik versteckt hinter einer Wand. Crashs Assistentin sagt, es kämen alle möglichen Menschen: Schwangere, Ältere, Kinder, Gestresste und Arbeitskollegen zum Team-Building.

Auch Jim Hefner, ein Unternehmer und Abenteuerer mit Sommersprossen und entspanntem Lächeln, ist dem Ruf gefolgt. Gemeinsam mit seiner damals schwangeren Frau probierte er die Sinneszugstherapie vor gut drei Jahren aus, nachdem er in Rogans Radiosendung davon gehört hatte. Sie habe in der Kammer den Herzschlag des Babys gehört, ein magischer Moment. Jim habe die Kammer als Werkzeug zur Stressreduzierung und Bewusstseinsweiterung erkannt, erzählt seine Frau Annalisa. Seit September 2015 führt Hefner nun das größte Floating-Zentrum der Welt. Elf Kammern hat er in Pasadena bei Los Angeles installiert. Seit der Eröffnung gingen 20.000 Buchungen bei ihm ein, und es

werden immer mehr. Das Zentrum „Just Float“, das er gemeinsam mit seinem Geschäftspartner Michael Ruskow führt, ist ein Spa-Tempel. In der Lobby verführen gepolsterte Sitzcken zu einer schnellen Unterschrift unter die rechtliche Verzichtserklärung („Nein, wir werden Sie nicht verklagen...“). Die Luft ist feucht und warm, die Unterhaltungen sind gedämpft, die Mitarbeiter freundlich. Die Kammern sehen hier aus wie kleine Schwimmbecken, innen türkisblau gestrichen, mit Lampen und Lautsprechern, aus denen sich weiches Licht und das Entspannungsmantra ergießen. Musik und Licht verblasen nach und nach, der Besucher wird sanft ins Nichts gehoben. Ängstliche können die Tür einen Spaltbreit offen lassen. Crash hätte sich auf so etwas nie eingelassen. Für ihn gibt es nämlich gar keinen Grund für ein bedrückendes Engegefühl, wenn man die Wände wegen der Sinneszugschwärze ohnehin nicht wahrnimmt.

Eine Stunde Wasserkerker kosten in Pasadena 70 Dollar, zwei Stunden bei Crash 40 Dollar. Danach gibt es bei „Just Float“ Orangen- oder Pfefferminztee. In einer Sitzcke darf man Gedanken in einem Buch niederschreiben. Zwei Kostproben daraus: Sie sehe jedes Mal eine tanzende lilafarbene Flamme vor sich und fühle sich daran erinnert, dass wir alle fünfdimensionale Wesen sind, schreibt eine Frau, deshalb buche sie stets Kammer fünf. Eine andere Besucherin hofft darauf, dass ihre Erfahrung sie dazu inspiriert, bei dem anstehenden Termin für die Hundeadoption die richtige Wahl zu treffen.

Nicht nur Esoteriker schalten gerne alle Sinnesinflüsse aus. Das Konzept passt zur wachsenden *mindfulness*-Bewegung, dem Gegenentwurf zur arbeitsdressierten Hochleistungsgesellschaft, mit einem Bewusstsein für mentale Gesundheit und ein aktives Lebensgefühl. *Mindfulness* hat sich über Sport, Meditation und Yoga ins amerikanische Bewusstsein vorgekämpft. Also Sinneszug zur Burn-Out-Prävention? So weit geht es wohl nicht. Auch von bahnbrechenden Offenbarungen ist hier nicht zu berichten. Vielleicht sind zwei Badegänge auch nicht genug, vielleicht muss man erst lernen, mit dem Sinneszug umzugehen. Wer Muskeln und Geist entspannen oder zwei Stunden vor sich hin dösen möchte, mag es ausprobieren. Weitere Erfahrungen sind, zumindest in nüchternem Zustand, nicht zu garantieren.



ARNIES WELT

In Los Angeles steht die berühmteste Muckibude der Welt – am Muscle Beach in Venice.

Von Marco Dettweiler

Es gibt viele Orte auf der Welt, die schon bessere Tage erlebt haben. Ein Kennzeichen ihrer Vergänglichkeit ist häufig die veraltete Technik, die den Niedergang symbolhaft darstellt. Autos aus den fünfziger Jahren auf Kuba, veraltete Skilifte in Cortina d'Ampezzo oder verrostete Jahrmarktattraktionen im Berliner Kulturpark Plänterwald verweisen auf die guten alten Zeiten. Haben Orte ihren Zenit überschritten, lockt immerhin noch ihr morbider Charme. Die Gäste fasziniert dann die Vorstellung, wie es damals wohl gewesen sein könnte. Mit dieser Haltung nähern sich Touristen auch dem Muscle Beach in Venice, dem bunten Stadtteil im Westen von Los Angeles. Die glänzenden Zeiten, als Arnold Schwarzen-

egger genüsslich seine Übermuskeln trainierte, um Mister Olympia zu bleiben, sind vorbei. Was bleibt da außer der Dauer-sonne Kaliforniens noch übrig?

Viel. Denn es hat sich wenig verändert, wie ein Vergleich mit fast 50 Jahre alten Bildern zeigt. Mensch und Maschinen sahen schon damals so aus wie heute. Je länger man am Zaun der berühmtesten Muckibude der Welt steht und die Bodybuilder beobachtet, desto deutlicher wird, dass dieser Ort zeitlos ist. Gerade weil er keine neue Technik braucht. Zähe Muskelpflege ist zeitloser Minimalismus und benötigt keine Innovation. Denn was hätten die Betreiber besser machen sollen? Die Protagonisten des Körperkults brauchen nur unbändigen Willen und stabile Gerät-

Mann oh Mann: Am Muscle Beach bringen sich Fitnessfreunde auf bemerkenswerte Weise in Form – und das mit althergebrachten Mitteln.

schaffen. Die Technik ist im Prinzip so alt wie der Körperkult selbst. Im Gymnasion des antiken Griechenlands gab es keine Geräte und Hanteln aus Stahl – das physikalische Prinzip der Arbeit, das eingesetzt wird, um Muskeln wachsen und fester werden zu lassen, war jedoch das gleiche.

Wer Los Angeles besucht, sollte unbedingt am Muscle Beach vorbeischauen. Selbst ohne Straßenkarte und Google Maps ist der Weg leicht zu finden. Von Hollywood kommend Richtung Santa Monica, am Strand an der Promenade entlang nach links. Von Downtown geht es noch schneller: Auf dem Interstate Highway 10 Richtung Santa Monica und vorher links abbiegen auf den Venice Boulevard. Die Muskelmänner und -frauen zu übersehen ist kaum möglich. Auch wenn am Strand durchtrainierte Jogger und Skater unter der gleißenden Sonne schwitzen, nimmt der Body-Muscle-Index im Venice Gym noch einmal andere Maße an.

Die Referenz für maximale Muskelmassen in dieser Open-Air-Arena ist historisch und physiologisch nach wie vor Arnold Schwarzenegger. Als Mister Universum kam der Österreicher aus der Steiermark nach Kalifornien, um den Amerikanern zu zeigen, wo die Hantel hängt. Dabei vergessen die meisten Arnold-Fans, dass an diesem Ort des gepflegten Biceps mit Blick auf die pazifischen Wellen schon seit den dreißiger Jahren hart unter freiem Himmel trainiert wurde – allerdings etwa zwei Kilometer weiter nördlich des heutigen Gym. Doch die Bilder von Venice Beach, die sich bei vielen im Kopf festgesetzt haben, sind hier aufgenommen. Die Faszination dieses Ortes liegt weniger in der Frage, wie es sein kann, dass ein menschlicher Körper solche Proportionen annimmt – die meisten Beobachter möchten wohl gar nicht so aussehen. Spannender ist die Frage, mit welchen Mitteln dieser Körper geschaffen wurde.

Viele Sportler nutzen die neueste Technik, um ihre Leistung zu steigern. Selbst Sportmuffel gehen nicht mehr ohne Trackingarmband aus dem Haus. Der innere Schweinehund bellt im Jahr 2017 nicht mehr, sondern piepst und weist nett, aber eindringlich darauf hin, dass für das Tagespensum noch 100 Schritte fehlen. Skifahrer haben oft Bretter aus hochwertigen Materialien unter den Füßen, an Fußballen wird von Europameisterschaft zu Weltmeisterschaft so lange gefeilt, bis sie hundertprozentig rund sind und optimale Flugeigenschaften haben.

Selbst Läufer profitieren von schweißtransportierender Funktionskleidung, intelligenten Pulsmessern und schrittabsorbierenden Schuhen. Und auch im Fitnessstudio ist es fast zur Pflicht geworden, seine Gewichtseinheiten, Frequenzen und Satz wiederholungen auf dem Computer zu speichern, um Diagramme zu erstellen, die den Trainingseffekt erhöhen.

Nicht so die Bodybuilder am Muscle Beach. Sie brauchen nur ein paar Gewichte, gewöhnliche Stangen und Bänke, die frische Meeresluft und hormonbildende Sonne sowie staunende Zuschauer, um so zu werden, wie sie sind. Und vermutlich noch einige Nahrungsergänzungsmittel. Aber die gab es in den siebziger Jahren auch schon.

SIEH MAL AN



RAUCHZEICHEN

Seit rund zehn Jahren gilt in deutschen Gaststätten das allgemeine Rauchverbot. Schon etwas länger sind Wasserpipefen in gewissen Kreisen im Trend. Wer sich nicht mit einem einfachen Exemplar begnügen will, genehmigt sich bei Porsche „a breeze of luxury“. Porsche-Design verbreitet die in Deutschland produzierte „Shisha 2.0“ und verspricht puristisches Design und exklusive Materialien wie Aluminium und mundgeblasenes Glas. Die technische Raffinesse der 74 Zentimeter hohen Wasserpipe feiere ein unvergleichliches Raucherlebnis. Allerdings kann es aufgrund der hohen Nachfrage zu langen Lieferzeiten kommen – wie bei den Autos aus Zuffenhausen. Rauchen mit Porsche kostet 1550 Euro. (fbs.)



AUS FREUDE AM LADEN

Der Turbo 3X Black-Ladeadapter in der Premium Edition lädt gleich drei USB-Geräte im Zigarettenzünder des Autos. Die Besonderheit: Der Adapter für 40 Euro leistet 7,2 Ampere und 36 Watt und kann damit jedes angeschlossene Gerät mit jeweils 2,4 Ampere laden. Zwei iPads und ein Smartphone sind also kein Problem, der optimale Ladestrom wird automatisch ermittelt. Das Tool des Herstellers Tizi hat zudem einen Übertemperatur- und Überstromschutz, der bei einem defekten USB-Kabel automatisch abschaltet, verspricht der Hersteller. (misp.)



BLICKFANG IM BAD

Die Kollektion Sense von Koziol ist ein Blickfang im Badezimmer. Sie ist nicht nur eigenwillig gestaltet, ihr Kunststoff ist auch ganz aus Zuckerrohr hergestellt. Die Pflanze wird dabei komplett verwertet. Die Ökobilanz sei gut, sagt der Hersteller, eine Tonne Biokunststoff bindet 2,5 Tonnen Kohlendioxid, als Abfall entsteht nur Wasser. Als Anbaufläche werde verlassenes Weideland verwendet, die Auswirkungen auf die Nahrungsmittelindustrie sind laut Koziol minimal. Angst, dass sich die Produkte zersetzen, muss niemand haben – die Materialeigenschaften entsprechen denen des erdölbasierten Polyethylens. Alles kann recycelt werden. Sense gibt es in Grau, Weiß und Mintgrün, das fünfteilige Set (Seifenspender, Wandhaken, Wand-Papierhalter, Rollenänderer und Klobbürste) kostet rund 50 Euro. (Web.)

Die Ausstellung über Willy Fleckhaus, der jahrzehntelang Art-Direktor des „alten“ F.A.Z.-Magazins war, ist von Köln weiter nach Hamburg gezogen – und im Museum für Kunst und Gewerbe noch bis zum 7. Mai zu sehen.



Beckers Bester sah auch schon mal anders aus – aber nie besser. Die sortenreinen Säfte des Hauses beeindrucken auch geschmacklich.



Grillido ist ein Bratwurst-Start-up. Muss es heute auch geben. Die Überraschung: Der Laden arbeitet mit echtem Fleisch, aber mit der proteinreicheren, fettärmeren Sorte.

ABGEMELDET

Das Mail-Postfach ist für viele längst zum Problem an sich geworden: Laut der Autorin Jocelyn Gleis, einer Fachfrau in Organisationsfragen, verarbeitet jeder Mensch 122 Nachrichten am Tag und verbringt 28 Prozent einer Arbeitswoche damit, das Postfach unter Kontrolle zu bekommen. Es ist also Zeit, ein paar Newsletter abzubestellen, die man ohnehin nur ungelesen löscht. Und es ist Zeit für einen Ratgeber: Gleis Buch „Unsubscribe“ (Piatkus, 240 Seiten, 14,99 Euro) ist gerade auf Englisch erschienen.

Grace Van Patten ist noch Jungschauspielerin und zugleich erfahren genug, um den aktuellen Stylingkniff anzuwenden – ein simples Halsband. Angefangen damit hat Lily-Rose Depp.



N über C ist das Flaggensignal für „Ich bin in Not“. N über C heißt auch das Label hinter dieser Clutch aus Kork. Noch besser, wenn man weiß, dass der Erlös an die Seenotrettung auf dem Mittelmeer geht.



Dieses Sparschwein zum Selberbauen (Bethge) ist farblich markant genug, um auch Menschen daran zu erinnern, Geld zur Seite zu legen, die nie auf einen grünen Zweig kommen.

046

Bedeutende Dinge, Menschen, Ideen, Orte und weitere Kuriositäten, zusammengestellt von Jennifer Wiebking



Bauchkettchen sind so falsch, dass sie schon wieder richtig sind. Vor allem, wenn sie der multibegabte Künstler Tobias Rehberger entworfen hat (Gems and Ladders).



Das Frankfurter Taschenlabel Tsatsas gestaltet das Innere seiner Modelle so aufwendig wie das Äußere. Am Ende weiß man gar nicht mehr, was jetzt nach innen gehört und was nach außen.



Nein, wer sonst am liebsten Schwarz und Weiß trägt, muss nicht auf der Piste in Signalfarben herumlaufen. Es geht auch neutraler – und edler (Fusalp).



Dieser Laden in Berlin-Neukölln richtet sich an die Turnschuh-süchtigen von morgen. Yumalove führt vor allem bunte Sneaker – ausschließlich in Kindergrößen.



„Ihr werdet schwitzen“: Taryn Toomey bringt ihre Klientel in Bewegung – und vor allem auch sich selbst.



THE CLASS

Für junge Amerikanerinnen in New York und Los Angeles ist Taryn Toomey Fitnesstrainerin und Psycho-Coach. Dieser Tage tut ihr Training besonders gut. Von Jennifer Wiebking

Wenn Adele Fitnesstrainerin wäre, dann vermutlich eine wie Taryn Toomey. Rauchige Stimme, reichlich Schimpfwörter – man muss an diesem Dezembermorgen um kurz nach sieben Uhr in dem Fitnessraum in Tribeca nur die Augen schließen, um auch ein bisschen Adele zu hören: „Was für ein verdammtes Jahr 2016, Freunde!“ – „Los, ihr braucht eine Schutzschicht“, dröhnt es über Toomeys Headset. 25 junge Frauen im Alter von Mitte 20 bis Mitte 30 reiben daraufhin ihre Handflächen so schnell sie können gegeneinander, die Beine großzügig auseinander gestellt, Knie gebeugt, der Rücken zeigt kerzengerade nach vorne. Wenn man Adele für ihre Musik hin und wieder im Leben braucht, dann kommt auch Taryn Toomey nicht ganz unangelegen – um den eigenen Körper mit ihrem Programm über seine ursprünglichen Fitnessgrenzen hinauszubringen und nebenbei ein paar heilsame Sätze zu hören.

Für eine gewisse Klientel könnte Taryn Toomey deshalb keine bessere Trainerin sein. Für die jungen, ambitionierten und disziplinierten Amerikanerinnen, die an diesem Morgen ausnahmslos Leggings von Lululemon tragen, die Uniform der Lifestylebewussten, dazu enge Tank-Tops, so wie Toomey es geraten hatte. Denn: „Ihr werdet schwitzen.“ Gekommen sind ausnahmslos Frauen, die nicht mehr so jung sind, dass sie einen Kurs gegen zehn Uhr wahrnehmen könnten, weil sie dann an irgendeinem Schreibtisch sitzen – die aber alt genug sind, um 35 Dollar für die Stunde zu zahlen. Frauen, die noch nicht so weit sind, dass sie morgens um sieben Uhr ein Kind zu versorgen hätten – deren Leben aber trotzdem so schnell ist, dass sie ständig riskieren zu stolpern. Frauen, die kaum zögern würden, einen Therapeuten zu Rate zu ziehen, aber über Taryn Toomeys Fitnessprogramm The Class herausfinden, dass sie sich den Psycho-Onkel vielleicht doch schenken können.

Die Schwere kann nämlich anders verschwinden: Man kann sie wegtrainieren. Es kostet nur. Und man braucht eine Taryn Toomey vorne am Spiegel, die einen antreibt. Sie unterhält dort ihre Class, wohin es junge, kinderlose, ambitionierte und disziplinierte Amerikanerinnen besonders oft zieht: in Los Angeles und New York. Ihre Sätze sind Balsam für geschundene Seelen,

ob die unter fiesen Chefs leiden, unbeständigen Beziehungen oder dem neuen Präsidenten Donald Trump.

Die 25 Plätze sind an diesem Morgen im Dezember komplett belegt. Das ist kein Wunder. Während Europäer sich höchstens in den wärmeren, helleren Monaten gegen sieben Uhr aus dem Bett schälen, um Laufen zu gehen, sind die Studios hier auch dann taghell erleuchtet, wenn es draußen noch dunkel ist. Zu normalen Zeiten ist der Raum auf der vierten Etage im New Yorker Stadtteil Tribeca ein Ballettsaal für Kinder – zu Unzeiten das Reich der Class-Süchtigen. Aber den besten Körper von allen hat natürlich Taryn Toomey.

„Wenn ihr morgens aufwacht, setzt euch erst mal für fünf Minuten in den Schneidersitz, die Arme locker auf den Beinen ruhend, Augen geschlossen“, sagt

Toomey in ihrer Große-Schwester-Art. Alle setzen sich in den Schneidersitz. „Überlegt, wie euer Plan aussehen soll, plant euren Tag, euch selbst.“ Man könnte sich als abgeklärter Mensch über diese Art von Küchenpsychologie mokieren, über die Rede von Geist und Körper und Balance. Aber nichts läge hier ferner. Außerdem bleibt ohnehin keine Zeit, Pläne für den Tag zu schmieden, denn jetzt heißt es: Arme anwinkeln und acht Minuten lang im Mordstempo vor und zurück ziehen.

The Class ist kein Spaziergang, es kommt physisch eher einem Gewaltmarsch gleich. Man spürt das, wenn man zehn Minuten lang von rechts nach links und von links nach rechts auf der ganz schön langen schwarzen Matte (klar, von Lululemon) springt und wirklich die gesamte Strecke ausnutzen muss. Man leidet gerade-

zu, wenn man im Anschluss auf der Matte liegt, den Körper vornehmlich mit der Kraft der Oberarme hält und sich von einer Seite zur anderen windet. Und man bricht fast zusammen, wenn man gefühlt eine halbe Stunde später, ohne Pause, immer noch auf dieser Matte liegt, das Becken angehoben, und die Oberschenkelmuskeln spielen lässt. Zumindest hat man auf dem Rücken einen tollen Blick auf das neue World Trade Center. Dahinter ist der Himmel zu sehen, der jetzt so schnell Tag werden will, dass die Hoffnung besteht, auch dieser Kursus gehe bald vorüber.

Der Doorman unten am Eingang hatte gewarnt: The Class sollte recht intensiv sein. Wenn Sport anstrengend ist, dann ist The Class harte Arbeit, die Muskeln laufen heiß. Es ist eine solche Quälerei, dass man sie einfach positiv begreifen muss. Aufgeben ist nicht. Also Weitermachen. Und nach Luft ringen beim In-die-Luft-Boxen. Wieder Toomey: „Es geht darum, eure seltsamen Beziehungen zu euch selbst zu lösen, zu anderen, zu eurem Telefon.“

Doch echt, Telefon. Toomey spricht auch denen aus der Seele, die Social Media als nette Spielwiese begreifen – und für die damit trotzdem ein Problem mehr dazu gekommen ist. Vor der Stunde hatten ein paar Stammteilnehmerinnen erzählt, eine junge Frau habe während der letzten Stunde etwas auf Instagram gepostet. „Ein großes No-No“, sagt eine. Handys haben hier nichts zu suchen. Es geht ja darum, die Schwere loszuwerden, alles, was in einem köchelt, und sich nicht gleich aufs Neue zu überfrachten. Es geht darum, alles herauszuschreiben, sich zur Not auch selbst zu schlagen, in die Luft zu boxen, aber eben vor allem laut zu werden. „Los: Roaaaar!“, ruft Toomey. Und alle: „Roaaaar!“ Es bringt wirklich was. Zumindest ist man kurz vor der Anstrengung abgelenkt. Abgeklärte Europäer, bitte draußen bleiben.

Sie komme so oft hierher, wie sie könne, sagt eine Frau nach der Stunde im Aufzug auf dem Weg nach unten. Denn allein, ohne den Psycho-Coach Toomey an der Spitze, lässt sich dieses Körper- und Lebensstabilitätsprogramm ohnehin nicht absolvieren. Selbst die Sprüche gehören zur Mischung. Und das Ganze muss wohl 35 Dollar kosten. Es muss wehtun.

Taryn Toomeys „Ich-bringe-es-hinter-mich-Workout“:

- Fünf Minuten lockeres Laufen zum Aufwärmen, „öffnet die Lungen, atmet ruhig und tief“.
• Eine Minute so schnell laufen wie möglich. Auf einer Skala von 1 bis 10 ist es die 10. „Nach 30 Sekunden werdet ihr das Gefühl haben, dass ihr nicht mehr könnt. Atmet tiefer und kämpft weiter. Es geht um die Veränderung, die Schwere, die ihr damit raus lasst. Atmet noch tiefer und durchbricht die Mauer.“
• Zwei Minuten moderat laufen, auf der Skala 6–7.

- Die Drei-Minuten-Runde viermal wiederholen, eine Minute sprinten, zwei Minuten Erholung.
• Am Ende fünf Minuten lockeres Laufen.

Taryn Toomeys Playlist dazu:

1. Touch Me I'm Going To Scream – My Morning Jacket
2. Step Out – José González
3. Another Love – Tom Odell
4. There Will Be Time – Mumford & Sons and Baaba Maal
5. Caught – Florence and The Machine

FOTOS: HERSTELLER (3), APP: HANS DORING (2), SEBASTIAN KUPFFERMEIER, DANIEL REITER/PHOTOGRAPHY, RENZI/RE PHOTOGRAPHY, FOTOS: JAMIE BAIRD/TARYN TOOMEY/THE CLASS

„BEIM SMALLTALK FRAGE ICH NACH DEN SORGEN“



Sie ist Filmemacherin, Autorin und Künstlerin. Ihre Performances laufen im MoMA oder im Guggenheim. Filmfestivals und Feuilletons lieben **Miranda July**. Was sie besonders gut kann, außer sich zu kleiden: zwischenmenschliche Beziehungen scharfsinnig zu sezieren und mit Schrulligkeit zu überziehen – von ihrem Film „The Future“ (2011) über eine Sinn- und Liebeskrise bis hin zu ihrem jüngsten Roman „Der erste fiese Typ“ (2015), der von einem ungleichen Frauenpaar erzählt. Die Zweiundvierzigjährige lebt im Osten von Los Angeles, in Silver Lake, gewissermaßen auf der anderen Seite von Hollywood.

Was essen Sie zum Frühstück?

Ein hartgekochtes Ei mit etwas eingelegtem Gemüse oder mit Gemüseresten vom Vorabend.

Wo kaufen Sie Ihre Kleidung ein?

Bei einer geheimen Vintage-Händlerin in einem Lagerhaus in Los Angeles. Wenn ich neue Sachen kaufe, dann bei Creatures of Comfort oder Opening Ceremony.

Hebt es Ihre Stimmung, wenn Sie einkaufen?

Jawohl! Ich werde dabei sehr konzentriert und bin jedes Mal gespannt, wie ich die Teile kombinieren werde.

Was ist das älteste Kleidungsstück in Ihrem Schrank?

Ich habe viele Teile aus meinen jungen Zwanzigern. Einige davon trägt jetzt mein Sohn. Erst gestern trug er ein transparentes, limettengrünes Negligée von mir als Kleid. Das hatte ich an, als ich als Stripperin gearbeitet habe. Es gibt passende Hosen zum Oberteil. Mein Sohn hat aber seine Spiderman-Unterhosen vorgezogen.

Was war Ihre größte Modesünde?

Ja, es gab Zeiten, da haben manche Outfits nicht so funktioniert, wie ich das wollte. Aber das macht nichts, es ist sogar ein gutes Zeichen, wie in der Kunst.

Tragen Sie zu Hause Jogginghosen?

Wenn ich nach Hause komme, ziehe ich oft sofort meinen Pyjama an. Ich mag es gemütlich. Ein „Casual Outfit“ für Zuhause erscheint mir aber albern, wenn ich abends sowieso ins Bett gehe. Das heißt aber auch, dass ich oft meinen Pyjama schon nachmittags um vier anziehe.

Haben Sie Stil-Vorbilder?

Eher Bilder, die ich mir so zusammengesucht habe. So wie ich mir Referenzen für einen Film zusammensuche.

Haben Sie schon einmal ein Kleidungs- oder ein Möbelstück selbst gemacht?

Ich habe für das Label Welcome Companions mal eine Tasche entworfen („The Miranda“). Und ich habe unsere Vorhänge entworfen, die über drei großen Stützen hängen und nicht an einer Stange. Wenn man sie schließen will, steckt man die Ösen einfach über die Stifte.

Besitzen Sie ein komplettes Service?

Ja, mein Mann hat es gekauft, bevor er mich kennenlernte, in der Hoffnung, dass er bald jemanden findet, mit dem er eine Familie gründet. Kaputte Teile werden mit Desserttellern meiner Großmutter ersetzt.

Mit welchem selbst zubereiteten Essen konnten Sie schon Freunde beeindrucken?

Mit einem Kuchen mit Olivenöl oder anderem leicht Süßem. Auch um sie dann mit der Liste der Zutaten zu beeindrucken, die beweist, wie gesund das alles ist. Obwohl das niemanden so sehr interessiert wie mich.

Welche Zeitungen und Magazine lesen Sie?

Abonniert habe ich die Sonntagsausgabe der „New York Times“ und die Magazine „Frieze“, „Gentlewoman“ und „Mother Jones“.

Welche Websites und Blogs lesen Sie?

Ich klicke täglich durch viele Nachrichten-Websites. Vor allem „Guardian“, „Washington Post“, „The Intercept“.

Und ich folge den Journalistinnen @leahmcclath und @sarahkendor auf Twitter.

Wann haben Sie zuletzt handschriftlich einen Brief verfasst?

Erst kürzlich eine Karte an die Eltern eines Neugeborenen.

Welches Buch hat Sie am meisten beeindruckt?

George Saunders: „Lincoln in the Bardo“.

Ihre Lieblingsvornamen?

Ich mag Sheila, weil meine Freundin so heißt, die Schriftstellerin Sheila Heti.

Ihr Lieblingsfilm?

Früher habe ich „Somewhere in Time“ von Jeannot Szwarc gesagt. Aber jetzt schäme ich mich dafür. Es ist ein schrecklicher Film.

Fühlen Sie sich mit oder ohne Auto freier?

Ich lebe lieber in einer Stadt, in der man zu Fuß gehen kann. Wenn ich mit Freunden unterwegs bin, lasse ich sie lieber fahren, auch wenn es mein Auto ist.

Tragen Sie eine Uhr?

Nein.

Tragen Sie Schmuck?

Ja. Mein Lieblingsschmuck ist eine goldene Kette von A Détacher, ein dünner Reifen mit kleiner Kette dran.

Haben Sie einen Lieblingsduft?

Ja, Hinoki, von Comme des Garçons und „Monocle“. Ich muss davon dringend ein paar nachkaufen. Ich habe nämlich Angst, dass es irgendwann eingestellt wird.

Was ist Ihr größtes Talent?

Einer mysteriösen Idee bis zum Endergebnis zu folgen.

Was ist Ihre größte Schwäche?

Angst! Ich zerbreche mir ständig über Kleinigkeiten den Kopf. Je kleiner und unwichtiger, desto besser. Ernsthaft!

Wie kann man Ihnen eine Freude machen?

Ich habe mich letztes sehr gefreut, als jemand einen Delicata-Kürbis zubereitete. Ansonsten: lustig sein, gute Bücher empfehlen, ein gemeinsames Abenteuer planen.

Was ist Ihr bestes Smalltalk-Thema?

Ich frage oft Menschen nach ihren drei aktuellen Sorgen.

Sind Sie abergläubisch?

Ja. Und das bewahrt mich oft vor schlimmen Dingen.

Wo haben Sie Ihren schönsten Urlaub verbracht?

Mein Ideal ist eine kleine Stadt, in der man unerwartete Dinge entdecken kann. Ein leckeres Sandwich, einen Hinterhof-Verkauf, eine Kuriositäten-Börse. Wenn etwas zu schön ist, fühle ich mich unter Druck gesetzt.

Wo verbringen Sie Ihren nächsten Urlaub?

Mexiko fände ich toll.

Was trinken Sie zum Abendessen?

Wasser.

Aufgezeichnet von Julia Stelzner.

ART IS *unforgettable*



ISABELLE MENIN

ILL BE YOUR SUMMER 01 | 100 X 100 CM // 939 €
ECHTER FOTO-ABZUG UNTER ACRYLGLAS IM WEISSEN MANUFATURRAHMEN
LIMITIERT & HANDSIGNIERT

FOTO: ANJA JENSEN/STREIN

**THE
LIBERATION
OF ART**

LUMAS

ONLINESHOP UND ALLE
GALERIEN WELTWEIT
LUMAS.DE



[louisvuitton.com](https://www.louisvuitton.com)

Louis Vuitton Blossom Kollektion

LOUIS VUITTON